

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Badische Schule. 1934-1939 1939

15 (1.8.1939)

Die
badische
Schule

Die badische Schule

Folge 15/16

August 1939

Jahrg. 6

Herausgegeben von der Gauverwaltung des NSLB. Baden

Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Prof. Michel Fuhs, Karlsruhe, Hirschstraße 61. Stellvertreter: Dozent Wilhelm Müller, Karlsruhe, Ritterstraße 27. Geschäftsstelle der Hauptschriftleitung: Karlsruhe, Sofienstraße 41, Fernruf 3813/14.

Sachbearbeiter für: Die Grund- und Hauptschule: Dozent Wilhelm Müller, Karlsruhe, Ritterstraße 27; Die Höhere Schule: Lehramtsassessor Werner Lütke, Karlsruhe, Weltzienstraße 25; Die Handelsschule: Handelschuldirektor Dr. Alfred Schweickert, Konstanz, Gebhardsplatz 16; Die Gewerbeschule und Höhere techn. Lehranstalten: Gewerbeschulassessor Dipl.-Ing. Erich Maurer, Gaggenau, Gewerbeschule; Leibeserziehung: Hauptlehrer Emil Blum, Karlsruhe, Friedrich-Wolff-Straße 77.

Beiträge und Mitteilungen nur an die Hauptschriftleitung, Karlsruhe, Sofienstraße 41, Fernruf 3813/14. Nach Annahme durch die Hauptschriftleitung gelten die Niederschriften als Eigentum der Zeitschrift. Sie dürfen nur nach Einwilligung der Hauptschriftleitung und bei genauer Quellenangabe nachgedruckt werden. Unverlangten Beiträgen ist Rückporto beizulegen.

Bücher und Zeitschriften zur Besprechung: Geschäftsstelle und Hauptschriftleitung, Karlsruhe, Sofienstraße 41. Für unverlangt eingesandte Bücher kann keinerlei Verpflichtung zur Besprechung übernommen werden.

Mitarbeiter:

Roland Betsch, Ettlingen. Dr. G. Fr. Blunck*, Altpräsident der Reichsschrifttumskammer, Mölenhoff, Post Greben. G. Claudius, M. d. A., Hamburg. Dr. Ludwig Ferdinand Claus, Ettenheim. Edwin Erich Dwinger, Seeg im Allgäu, Wiesengut Hedwigshof. Richard Euringer, Essen. Oberregierungsrat Dr. Ernst Fehle, Karlsruhe, Ministerium des Kultus und Unterrichts. Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehle, Heidelberg. Professor Dr. Eugen Fischer, Universität Berlin, Direktor am Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik, Berlin-Dahlem. Hans Frank, Frankenhof bei Schwerin. Paul Frank, Ministerialdirektor im Ministerium des Kultus und Unterrichts, Karlsruhe. Dr. phil. Otto Gmelin, Bensberg-Neufrankenforst. Professor Dr. G. Güntert, Universität Heidelberg. Dr. Hans Grimm, Klosterhaus Lippoldsberg (Weiser). Dr. phil. Dr. med. h. c. E. G. Kolbenheyer*, Solln bei München. Ministerialrat G. Kraft, M. d. A., Karlsruhe. Professor Dr. E. Kriedt, Universität Heidelberg. Dr. G. Kuckuck, Eisleben, Gerbstedtstraße 22. Dr. Bernhard Kummer, Eichwalde bei Berlin. Professor W. Lacroix, Heidelberg. Professor Dr. G. Leininger, Karlsruhe. Geheimer Rat Dr. P. Lenard, Heidelberg. Professor Dr. G. Neckel, Universität Berlin. Uwe Lars Nobbe, Reutlingen. Oberbibliothekar Professor Dr. Wilhelm Oesterling, Karlsruhe. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Fr. Panzer, Universität Heidelberg. Professor Franz Philipp, Direktor der badischen Hochschule für Musik, Karlsruhe. Professor Dr. K. F. Probst, Karlsruhe. Dozent Dr. G. E. Rahner, Karlsruhe. Universitätsprofessor Dr. P. Schmitthener, Heidelberg, Minister im badischen Kabinett. Dozent Dr. K. Stegmann v. Prigwald, Marburg, Am Plan 2. Will Vesper*, Meißen. Dr. O. Wacker, Minister des Kultus und Unterrichts, Karlsruhe. Oberregierungsrat M. Walter, Karlsruhe. J. Magnus Wehner*, München. G. Zerfaulen, Dresden.

* Mitglied der Deutschen Akademie der Dichtung.

Inhaltsverzeichnis:

Bekennnis zum Führer. Von Herbert Böhme, München-Lochham, Martin-Gaust-Straße 4	371
Die weltanschauliche Mitte unserer Geldensagen. Von Hermann Boekhoff, Bad Zwischenahn i. O., Dränkweg	372
Vom Rang der Dichtung unserer Zeit. Von Richard Euringer, Essen/Ruhr, Auf dem Holleter 9	375
Der Kriegsmaler Wilhelm Sauter. Von Rektor Fritz Wilkendorf, Karlsruhe, Lenzstraße 3	377
Der großdeutsche Gedanke in Österreich. Von Otto Prammer, Heidelberg	381
Deutschland, Mutter der Völker! Von Josef Magnus Wehner, München	388

Der Karlsruher Rheinhafen: Station auf der Großdeutschlandfahrt des Schulheimschiffes „Hans Schemm“	389
Lichtbild-Fragen. 1. Großbildwerfer oder Kleinbildwerfer? Von Professor Dr. Karl Friedrich Müller, Karlsruhe, Beierheimer Allee 58	392
Die technischen Voraussetzungen zum Einsatz von Filmen und Schmalfilmgeräten im Unterricht. Von Ludw. Koch, Staatliche Landesbildstelle, Karlsruhe	391
Bücher und Schriften	395
Aus der Arbeit des Gaues.	

Druckausführung: Konkordia AG. für Druck und Verlag, Bühl-Baden. Direktor W. Vesper

Die badische Schule

Hauptchriftleiter: Professor Michel Fuhs, Karlsruhe, Hirschstraße 61

Bekennnis zum Führer.

Von Herbert Vöhme.

Groß steht dein Wort wie eine wilde Fahne
hochaufgerissen in geballter Faust,
dem Sieg zu dienen, der den Frieden bringt.
Und tausendfältiges Geschrei ersticht
im Atem deines schwurgewordenen Fluchs:
Den Haß der Völker endlich zu bezwingen.

Wohl trägt Europa im Gewand das Schwert,
du aber wächst mit ungeahnter Kraft,
zu der ein Gott die Mut und Glühen gab,

in das Gebälk des werdenden Jahrhunderts
und schwingst die Glocke großer Gläubigkeit,
und wie ein Türmer kündest du der Welt

die Morgenröte eines neuen Tags,
darin die Ehre Recht und Freiheit spricht.

Und wer zu deinem Orden sich bekennt,
im Blut verwandt, bricht zur Verschwörung auf,
und jauchzend aus den reich beschenkten Herzen
des freien Volkes schallt der Widerhall:

Wir danken Gott, wie wir dir dienen dürfen,
und wo dein heißgeglühtes Wort befiehlt:
Du, Führer, führe uns, wir folgen dir!

Die weltanschauliche Mitte unserer Heldensagen.

Von Hermann Voelhoff.

Vor ein paar Jahren führte man in Xanten ein „Brauchtumsspiel“ auf, das unsere Aufmerksamkeit verdient. Auf dem Chore des Xantener Domes kam die Ritterweihe Siegfrieds zur Darstellung. Diese Weihe fand in Gegenwart des Heiligen Viktor und seiner Märtyrerschlar statt. Ein Priester ist es, der Siegfried seelisch auf diesen großen Augenblick vorbereitete, in dem nicht nur seine Stunde, sondern die Stunde „unseres ganzen Volkes“ gekommen ist. Siegfried wird auf seine hohen Führeraufgaben verpflichtet. „Entflammt“ ruft er aus: „Nun glaube, liebe, hoffe — diese drei, üb' ich als ersten Schlachtruf für mein Volk, will ich als Führer nie vergessen.“ „Salbt mich mit eurem Heldegeist!“ ruft er dem in blutroten Gewändern nahenden Chor der Märtyrer zu. Dann ermahnt ihn der Heilige Viktor selber: „Gedenk, daß du getauft auf meinen Namen bist! Gedenk, daß du Sieger heißt — durch Christus wirst du Sieger sein, durch Christus nur allein — weh, wenn du das vergißt!“ Schließlich erscheint der Bischof zum Ritterschlag: „Fürst Siegfried, Sigmunds Sohn, zum Grab der Märtyrer schrittest du her, was begehrst du, sag an!“ „Daß die heilige Kirche“, sagt Siegfried, „segne durch dich, mein Vater, dies Schwert und den Mann“. Er empfängt den Ritterschlag. Dann verkündet er seinen „Führer-Willen“: „Ich erhebe mich heute durch gewaltige Kraft, Kraft Christi Geburt und Kreuzigung!“ Der so geweihte Siegfried reckt sein Schwert: „Ich rufe auf zum Kampfe gegen Luzifer und seine Scharen, die vom Osten nahen, den eben angebrochenen Morgen Christi's in Nacht und Blut und Feuer zu ersticken! Zum Kampfe mit dem Drachen brech' ich auf!“

Es erhebt sich angesichts solchen Mißverstehens unseres Sagen-gutes, angesichts derart durchsichtiger Umdeutungen die Frage, ob wir zu solchem Tun schweigen dürfen. Hier wird offensichtlich eine Blutsübertragung vorgenommen, zu deren Durchführung sich freiwillig heute weder der Spender, noch irgendein verantwortungsbewußter, umsichtiger Arzt bereitgefunden hätte — und es kann nur im Interesse der unmittelbar Beteiligten sein, wenn wir einmal gründlich prüfen, ob — um im Bilde zu bleiben — eine Vereinigung zweier Blutgruppen, die sich vor Zeiten schon nicht ganz gleichberechtigt ergänzten, heute noch möglich und erstrebenswert ist.

Die immer wiederkehrenden Begriffe der Heldensage sind Ehre, Treue, Rache und Ruhm. Sagens Auffassung von Ehre und Treue führt durch ein Meer von Blut. Signy läßt ihre beiden Söhne, die zu ihrem Rachewerk nicht taugen, unbarmherzig töten. Frau Helche opfert um der Ehre willen die beiden Hergelöhne. Hildebrand erschlägt seinen Sohn, weil er die Vaterliebe hinter die Reinheit seiner Ehre stellt.

Wenn unser heutiges Moralempfinden dazu neigt, Sagen als den finsternen Dämon, Hildebrand, Frau Helche und Signy als herzlos und roh abzutun, so könnte uns kaum etwas besser verdeutlichen, wie weit wir uns vom Geiste unserer Heldensagen entfernt haben. Es ist unmöglich, einmal von dem nationalpolitischen Erziehungswert der Heldensagen zu sprechen, um sie dann andererseits der zeitgebundenen Kritik eines andersgearteten sittlichen und moralischen Empfindens zu unterwerfen. Neudichtungen und eine Reihe von Nach-erzählungen beweisen, daß man diesen Weg stellenweise schon

gegangen ist. Wer es sich an Schwerterklang und frisch-frohlicher Fehde genug sein läßt, würde dem Baumeister gleichen, der unter Verzicht auf Balken und Träger allein mit Zementputz einen Turm errichten wollte. Die Heldensage stellt ein gänzlich unentbehrliches Bildungsgut in der nationalsozialistischen Erziehung dar, und zwar dann, wenn es gelingt, das vielgestaltige Geschehen der einzelnen Sagenkreise auf eine weltanschauliche Mitte zurückzuführen und sich zu ihr zu bekennen, als zu einem zentralen Wert, der auf ewig Blut von unserem Blut sein wird und uns heute wie ehemals verpflichtet.

„Es gibt nur ein Wort“, sagt Pastenaci, „das die Haltung der einzelnen germanischen Fürsten und ihrer Gefolgschaft... richtig kennzeichnet, das Wort ‚heldisch‘“ (Volksgeschichte der Germanen, Her-Verlag, S. 208). Das „höchste Gut“ und die „stärkste Forderung“ jener Geschlechter an sich selbst ist das „in Tat und Untergang, bis in Leid und Tod gleichbleibende Leben“. (Friedr. Wolters und Carl Peterßen: „Die Heldensagen der germanischen Frühzeit“, Breslau 1925, S. 1ff.) Man darf mit von der Leyen von einem kategorischen Imperativ ihrer Sitte sprechen, dem sie ohne zu fragen „ihr Glück, ihre Liebe, ihr ganzes Dasein opfern“. (Friedr. von der Leyen: „Deutsches Sagenbuch“, Bd. 2 — „Die deutschen Heldensagen“, München 1923, S. 4.) Um die Zeitwende schreibt Lukan, daß die „nördlichen Völker“ glücklich seien, „da jener größte der Schrecken nicht sie bedrängt, die Furcht des Todes“, daß die Männer vielmehr mit „williger Seele“ sterben.

Wer sich den Wesensgehalt des Sagen-gutes vergegenwärtigt, dem wird sich hier das Grundproblem der gesamten Heldensage erheben. Und erst mit der grundsätzlichen Lösung dieses Fragenkreises wird die Heldendichtung verständlich.

Was also bildet den Hintergrund eines heldischen Lebens und was bedeutet der kategorische Imperativ ihrer Sitte?

Ein uns immer wiederkehrender Begriff ist es, von dem die Heldensagen insgesamt ihr eigentliches Leben erhalten, die heldische Unrast. Ob wir nun Siegfried, Dietrich, Heime, Wittich oder Hildebrand herausnehmen — sie alle reiten eines Tages von Haus und Hof in den Kampf. Weder Eroberungssucht, noch lockendes Gold allein treibt sie. Gewiß ist der Kampf ein Prüfstein lebendiger Kräfte und dient nicht selten auf den ersten Blick mehr äußerer Lebensansprüche. Dahinter jedoch erhebt sich erst die Reihe der tieferen Beweggründe, die dem oberflächlichen Betrachter verborgen bleiben. Denn, im Grunde genommen ist der Kampf für den Helden die „Stunde der Bewährung“, die „kurze Frist zur Zeugung seines höchsten Selbst“. (Vgl. zum folgenden Wolters und Peterßen a. a. O.) Dieser Selbstprüfung unterwirft er sich „um den Preis seines Untergangs“. Der Held wird getrieben auf einem Wege zu einem Ziel, „hinauszuschiefen über Menschenmaß... zu Sinn und Vollendung“. So sieht er den Kampf, um sein „Heldenbild zu zeugen“, bis sein Name „untilgbar unter den Sternen wird“. So erfährt das Leben des Helden oft erst im makellosen Tode des Kampfes seine Erfüllung, denn in diesem Augenblick weiß er, daß die Gestalt, „die er sterbend in die Welt gebiert, schöpferisch und un-

sterblich in ihr weßt, daß sein Tod wieder und wieder zeugen muß: ... die heldische Tat“.

So wölbt der Held über sich die Ewigkeit einer Vollendung, aus der sein Leben Sinn und Berufung erhält. Und die heldische Unrast weiß sich, so gesehen, als der nie verstummende Ruf aus diesem Ewigen aus. Wer das Leben des Helden abwägen will, darf auch nur von dort her die gültigen Maße erwarten. Wer jenen Ruf nicht vernimmt, ist nicht befugt, sich zum Richter und Beurteiler heldischen Lebens aufzuwerfen. Der Held hat sein Maß in sich selbst und „sein Gericht nur im Versagen vor dem Gebot der Stunde“. Was der Unheldische flieht und meidet, sucht der Held, und begehrt ein wahrhaftes „Hochzeitalter im Untergang“, wie Claus es nennt. Er verschwendet seinen Leib an diesen Augenblick, um „durch solche Verschwendung erst seinen hellsten Glanz zu erhalten“. (L. f. Claus: „Die nordische Seele“, München 1933, S. 4) f.) Ein Wissen gibt dem Leben des Helden seine Stetigkeit und in aller Vielgestaltigkeit sein unbeirrbares Zielbewußtsein: Das Leben seines Leibes erlischt; aber ein neues Leben steht auf, „als zeitloses Vorbild der Gemeinschaft“.

Der Spruch der Vorne, die Unerbittlichkeit eines oft grausamen Schicksals, das uns als Wesenszug der Heldensagen immer wieder begegnet, wird in dieser Schau erst faßbar. Wir wissen jetzt, daß der Held seinem Schicksal niemals ausweicht. Auch der Held könnte gewiß dem Spruche der Vorne entgegen, „verwehrt es ihm nicht seine Heldenseele“, der jede schicksalhafte Fügung als Stunde der Bewährung erscheint. Damit wird gleichzeitig ein aufhellendes Licht auf den einzigartigen germanischen Freiheitsbegriff geworfen. Wo der Unheldische nach einem Ausweg sucht, nutzt der Held die Stunde, „siegend oder sterbend zu seiner Vollendung“, weil ein Held so handeln muß. (Wolters und Petersen, a. a. O., S. 8; Felix Genzmer: „Die Edda“, Jena 1933, S. 12.)

Kaum irgendwo läßt sich der Gegensatz zwischen dem germanischen Schicksalsbegriff und dem morgenländischen Fatalismus besser herausarbeiten. Niemals gilt der nordischen Seele das von außen an sie herantretende Geschehen als Schicksal, wohl aber das, was sie aus ihm macht. (Claus, a. a. O., S. 47 f.) Schicksal ist dem Helden nichts anderes als die Erfüllung der selbsterzeugten Gesetze der Ehre. (Alfred Rosenbergs: „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“, München 1934, S. 399.) Wolters und Petersen finden hier vielleicht die gültigste Formulierung: Nicht das Schicksal erfüllt sich, „sondern der Held sich selbst“. Indem er es bejaht, erhebt sich der Held zum Herrn über das Schicksal. So wird die Haltung Gunnars und Högni im Alten Atliliede der Edda eigentlich erst faßbar. „Da lachte Högni, als zum Herzen sie schnitten den kühnen Kampfbaum; zu Klagen vermaß er.“ (Sammlung Thule, Bd. 1, übersetzt von Genzmer, S. 46.) Lichtlos und grausam faßt das Schicksal sie an — und Högni lacht! Denn er erlebt den Gipfel seines Lebens. Seinen Leib kann man töten; aber vor seinem heldischen Mut muß auch der Kühnste haltmachen. Gunnar steht dann allein. Man fesselt ihn, peinigt ihn, er sieht dem Tode ins Antlitz — und dennoch erlebt er diese Folter als seinen höchsten Triumph: Auch der Letzte steht vor seinem Heldentum machtlos.

Man hat, so will es heute scheinen, der späten germanischen Mythologie in ihrer Beziehung zu dem, was wir heute unter germanischer Weltanschauung verstehen, eine ihr in diesem Maße nicht zukommende Bedeutung beigemessen. Das hat schon seit Jahren Bernhard Kummer in vorbild-

licher Auswertung der uns zugänglichen Quellen dargestellt. (B. Kummer: „Midgards Untergang“, Ad. Klein-Verlag, Leipzig.) Wer die Heldensagen von aller späteren Fabulierung der Spielleute befreit und so langsam zum weltanschaulichen Grundgefüge vordringt, dem kann es nicht einleuchten, daß die Gestalten der Heldensagen nun das Bedürfnis verspürten, sich zu der langen Reihe der Götter, Geister und Gnomen in Beziehung zu setzen, die uns durch Jahrhunderte hindurch als Mittelpunkt religiöser Verehrung im Leben der Germanen hingestellt wurden. Wenn sich die aufgezeigten Ewigkeitsbeziehungen unserer heldischen Gestalten der Sage überhaupt zu einem lebensgestaltenden Gottesbegriff verdichten lassen, dann deckt dieser sich weithin mit der Gottesvorstellung der deutschen Mystik.

So etwa lautet auch die Fragestellung, mit der in letzter Zeit Franz Rolf Schröder einen bedeutsamen Schritt zur Vertiefung unserer Heldendichtung, wenn nicht gar unserer germanischen Lebensanschauung überhaupt getan hat. (Franz R. Schröder: „Germanische Heldendichtung“, Tübingen 1935, S. 6.) Gott und Mensch ergänzen sich, ja, bedingen sich. Wie der Organismus durch die Zellen besteht und wächst, so mündet Werk und Tat der Menschen in Gott. Das Leben des Helden wird zum Ruhme Gottes. So bedeutet der Tod des wahren Helden niemals Verlust, sondern stets Krönung und letzte Sinnerfüllung seines Lebens. Der Held will nicht Lebenssicherheit und Hilfeleistung von Gott — sein Leben gewinnt erst Wert und Gültigkeit, wenn dem Göttlichen, dem Ewig-Gültigen, durch ihn neue Kräfte der Gewisheit zugeführt werden. So „wächst der Himmlischen Heer“, wie es im Hakonliede heißt. Damit wird in der „Stunde der Bewährung“, in der entscheidenden Stunde heldischen Lebens, über ewige Dauer oder ewiges Vergessen, im letzten Sinne über die lebensformende Existenz des Göttlichen selbst entschieden.

Hier liegt der Schlüssel zum Verständnis der gesamten Heldendichtung. Hildebrand muß seinen Sohn erschlagen, weil er sein höchstes Selbst nicht mit dem Makel der Feigheit beflecken darf, weil er „in unlöslichen Widerstreit mit den eisernen Geboten des Heldentums, mit dem Gebot der Ehre“ gerät (v. d. Leyen, a. a. O., S. 12). Und wenn Brynhild Sigurd in der Schildmaidsage der Liederreda vor die Wahl stellt: „Jung wirst du sterben als Held, oder friedlich altern ohne Ruhm“, dann ist für Sigurd die Entscheidung schon gefallen. Wenn Frau Helche ihre beiden Söhne mit Dietrich in die Schlacht ziehen läßt, dann dünkt sie noch höher als deren Leben, daß sie „gute Degen heißen nach dem Streit“. Und ihre erste Sorge nach der empfangenen Todesnachricht gilt dem Heldentum ihrer Söhne: „Wie wehrten sich meine Söhne? fielen sie wie tapfere Helden?“ So auch ermutigt Hildebrand Walthar zum Kampfe: „Entweder du verlierst dein Leben oder gewinnst dauernden Nachruhm.“

Damit ist ein Zurückweichen vor der Stunde der Bewährung ausgeschlossen. „Noch ungeboren“, sagt Wels in der Wölungasaga, „sprach ich das Gelübde, daß ich aus Furcht weder Feuer noch Eisen fliehen werde...“ Nie werde man von ihm vernehmen, daß er „floh oder Frieden erbat“. In der Schildmaidsage heißt es weiter von Sigurd: „Nie will ich dem Geschick weichen, drohet mir gleich der Tod. Kein Feiger ward ich gezeugt.“ Dietrich braucht Fasold nur an seine Ehre zu erinnern, um ihn zum Kampfe zu stellen: „So du forttrittest, wirst du von jedermann ein Feigling heißen.“ Sagen zieht sich im Walthariliede sogar von seinem Herrn zurück, als dieser ihm Feigheit seiner Sippe vorwirft! Wer der Feigheit beschuldigt wird, kann niemals mehr Held sein: „Keiner noch ward kühn als Greis, der vordem feige war“, heißt es

im Drachenhortliede der Edda. Der Held wird getrieben, die selbsterzeugten Gesetze zu erfüllen. „Besser ist es, den schönen Wundentod zu suchen, als durch die Flucht zu entrinnen...“

Was sich bisher in dem uns überlieferten Sagengut an offensichtlichen Werten nicht immer so glatt in einen Zusammenhang einfügen wollte, gewinnt nun Beziehung zu einem Mittelpunkt.

So erscheint die Hochschätzung der Sippe und ihrer Bindungen in hellerem Lichte. Die Sippe bewahrt Bild und Werk des Helden. Heldischer Tod ist aber weder spurloser Abschied vom Leben noch Übersiedlung in ein Jenseits. Tod kann hier lediglich gesehen werden als ein „Abtreten vom öffentlichen, sichtbaren Wirkungsfeld des Lebens und eine Einkehr in seinen heiligen Hintergrund.“ (Bernh. Kummer: „Die germanische Weltanschauung“, Leipzig 1938, S. 16 f.) Die Sippe umfaßt Lebende und Tote und schützt sich durch die Rache, die jedem Sippenangehörigen Ehrenpflicht bedeutet. Niemals ist die Rache also ein dunkler, triebhafter Blutrausch. Sie hat vielmehr den „religiösen Sinn, den Erschlagenen durch die Rache tat dem Lebenskreis der Seinigen zu erhalten“. Tot, das heißt ohne beispielhafte Fortwirkung auf die Lebenden, ist der Germane erst dann, wenn sein Geschlecht am Ende steht, wenn „Ehre und Leben der Sippe keine Zukunft mehr haben“. (Kummer, a. a. O.) Im Leben seiner Sippe sieht der Germane unmittelbar das Wirken göttlicher Kräfte. Das Glück der Sippe ist ja auch sein Glück, gibt ihm seine Lebenskraft. Der im göttlichen Schutz stehenden Sippe dankt er seine Heldentaten. Stets kehrt daher in unseren Sagen die Frage nach Namen und Art wieder. Der starke Lebenswille der Sippe bestimmt den Weg des Helden. Die Kraft dieses Lebenswillens, dieses Glücks, erprobt er mit jedem Schwertschlag, und die „religiöse Achtung vor der altererbten Waffe“ drückt deutlich den Willen aus, sich die lebenserhaltenden Kräfte der Sippe zu bewahren. (Kummer, a. a. O., S. 23.) Damit ist die Rache-pflicht Teil der heldischen Bewährung. „Hell werden lachen die Hundingsöhne“, sagt Sigurd im Fafnismal der Edda, „wenn Sigmunds Sohn der Sinn mehr nach roten Ringen als nach Rache steht“. (Thule 1, S. 128.) „Sterben will ich oder den teuren Gesippen rächen“, sagt Skaramund, als Walthar seinen Oheim Galmelo erschlagen hat. Der ist „kein Held, der seinen Bruder ungerächt läßt!“ ruft Ort in der Rabenschlacht aus. Und Signy läßt ihre eigenen Söhne erschlagen, weil sie sich als zu weich für ihr Rachewerk erweisen; denn nutzlos sei so ihr Leben. Gerade Signys Rachewerk trägt besonders klar und eindringlich die Züge einer hohen heldischen Bewährung. Um den Tod des Vaters zu rächen, opfert sie bedenkenlos ihre Söhne und ihre Frauenehre. Als sie dann endlich ihr Rachewerk vollenden kann, als die Galle mit Siggeir brennt, hat auch ihr Leben seine Sinnerfüllung erfahren, vor der Flucht wiederum als sinnlos erscheinen mußte. „Alle Zeit habe ich getrachtet nach Siggeirs Tod, nur Verlangen nach Rache erfüllte mich; darum kann ich jetzt nicht mehr leben.“ Hier wird weder der Gedanke an eine berserker-hafte Vergeltung, noch an das Ränkenetz einer Intrigantin aufkommen. Die vollzogene Rache ist für Signy der Höhepunkt eines heldischen Lebens, vor dem ein Körperliches Weiterleben schal und ohne Sinn erscheint. So kehrt sie wie selbstverständlich in die brennende Halle zurück und kommt dort mit ihrem Gefolge um.

Neben Rache, Mut und Ehre, die in der Ausrichtung auf die Stunde heldischer Bewährung erst ihre wirkliche Sinngebung erhalten, erfährt auch der Begriff der Treue von dorthin seine tiefere Bedeutung. Dann wird Treue mehr als eine bloße genossenschaftliche oder persönliche Bindung. Schon zu

Lebzeiten gilt der Held durch seine beispielhaften Taten als dem Ewigen verbunden. Angezogen von dieser höheren Bindung des Helden, erfüllt von dem Willen, ihm in seinen Schicksalsstunden beizustehen, im Glanze seines Ruhmes das eigene Leben zu überdauern, — hier scheint der Treuebegriff sein eigentliches Leben zu gewinnen. Nur im Hinblick auf diesen, vom Ewigen her bestimmten Charakter des Treuebegriffes, kann Tacitus es, von germanischer Lebensauffassung her gesehen, als eine „schändliche, zeitlebens ehrlos machende Handlung“ bezeichnen, „ohne den Gefolgsherrn aus der Schlacht zurückzuführen“. (Tacitus, Germania, Kap. 14.) „Ihn zu verteidigen und zu schützen und seinen Ruhm durch eigene Heldentaten zu mehren“, sagt Tacitus weiter, „das ist heiligstes Gelöbniß“. Daß dieser Treuebegriff, dem wahrhaft religiöse Bedeutung zukommt, nicht bloße sittliche Forderung, sondern wirklich lebendig war, wird vielleicht am besten aus einer bezeichnenden Stelle des „Heliand“ deutlich. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Dichter des Heliand Teile germanischer Lebensschau nur dann in sein Erziehungswerk einbezog, wenn sie ihm zur Veranschaulichung unumgänglich notwendig und aufhellend erschienen. „Das ist des Degens Ruhm“, sagt Thomas, „daß er bei seinem Gebieter standhaft stehe und mit ihm sterbe. Tun wir alle so, folgen wir seiner Fahrt, lassen wir unser Leben uns wenig wert sein, wenn wir auch mit ihm zugrunde gehen, dann lebt noch lange unser Ruhm“.

So rückt die Treue in der Betrachtung germanischer Lebenshaltung als „Mark der Ehre“ in einen Mittelpunkt, von dem aus, nach Chamberlain, „der gesamte Charakter, besser, der gesamte Persönlichkeitswert des Germanen sich überblicken läßt“.

„Wer sprang je in das offene Grab?“ Mit diesem Ausruf gibt Sagen Walthers Unbestiegbarkeit zu bedenken. Und dennoch „Schmach des Herrn ist Schmach des Mannes“. So zieht auch Sagen in den Kampf, weil die Treuepflicht zu Gunther ihn ruft, den er am Ende noch mit seinem eigenen Haupte vor einem Schwertschlag bewahrt, der dem Gefolgsherrn den Tod bringen sollte. — Wolfdietrich kämpft um den angestammten Besitz. Berchtung kommt ihm mit seinen Mannen zu Hilfe und muß im Kampfe sechs Söhne verlieren. Er, der selber des Trostes bedürfte, findet noch Trostworte für seinen Herrn: „Genug des Jammers! Laß die Frauen um die Toten flagen.“ Als das „Hohe Lied der Mannentreue schlechtthin“ kann man mit Schröder das alte Djarfilied bezeichnen, das die Treue bis zum Tode besingt. „Uns werden zerreißen die hungrigen Adler, raubgierige Raben zerhacken die Leiber. Der stolze und edle Krieger darf es: Wir umarmen sterbend den herrlichen König.“ (Arel Olriks Rekonstruktion nach v. d. Leyen, a. a. O., S. 125.) Vor der Treuepflicht wird auch das eigene Leben bedeutungslos. Hjörmund hat in der Sage von Hrolf Kraki seinem Herrn Kolf den Treueid gebrochen. Wögg hat nicht eher geruht, bis er den Tod Kols rächen konnte. Aber man greift ihn und will ihn töten. „Ich fürchte eure Schwerter nicht“, sagt er nur. „Nun, da ich meinen Herrn gerächt habe, ist mir der Tod nicht bitter.“

In dieser Lebensschau ist der Tod nichts anderes, als der Übertritt in eine andere, in eine ewige Lebensform. Es ist das Wesen des Helden, schon während seines Körperlichen Lebens diesen Gipfel der Lebensschau zu erobern, um von ihm aus seinen Lebensweg zu überblicken und seine Taten schon zu Lebzeiten zu werten. Das Leben des Helden trägt das Gepräge des Ewigen und geht in die Unvergänglichkeit ein. „Laßt die Treu' uns zeigen“, heißt es im Djarfilied.

„schlägt drein eure Schwerter! Des Helden Nachruhm kann niemand fällen.“ (Olrik, bei v. d. Leyen, S. 123.) Seinen einzigartigen Ausdruck findet dieser Wesenskern heldischen Lebens in den oft angeführten Versen des Savamals:

Besitz stirbt.
Sippen sterben.
Du selber stirbst wie sie;
Eins weiß ich,
das ewig lebt:
der Toten Tatenruhm.

Erst von dieser weltanschaulichen Mitte her erfährt das vielgestaltige Leben der Heldensage seine innere Ausrichtung. Und ein tieferes Verhältnis zu einer uns ehemals oft als bloßes Erzählgut erschienenen Sage wird wohl nur der ge-

winnen können, wer auch in sich noch den Geist lebendig fühlt, der die Sagen als erste Gestaltungen einer germanischen Weltanschauung erfüllt.

Unsere Heldensagen sind uns in Form und Gehalt zu sehr Wesensbestandteile unseres deutschen Mythos, liegen zu sehr auf der Linie einer uns unverlierbaren, heute wieder deutlich ausgesprochenen Charakternorm, als daß wir sie unbesehen subjektiver Willkür und Verfälschung überlassen könnten: Wer also versucht, durch den Auftrag weniger echter Farben mit dem Äußeren eines uns wertvollen alten Bildes auch dem inneren Gehalt eine ihm nicht gemäße Deutung zu geben, muß zweifellos erwarten, daß man in einer Zeit, deren Blick für die wesentlichen Kräfte der Selbstbehauptung über alles Maß geschärft wurde, derartige Versuche entsprechend kennzeichnet und zurückweist.

Richard Euringer Vom Rang der Dichtung unserer Zeit.

Es wird einer aus diesem Geschlecht neben Theodor Körner treten.

Die Leistung der Lebenden zu werten, ist eine Kunst für sich. Zu allen Zeiten hat es Verkünder der Leistung zeitgenössischer Künstler gegeben, aber kaum hat je eine Zeit auch nur annähernd gemußt, welche Fülle unvergänglicher Schöpfungen sie in ihren Künstlern austrug. Kleist war nicht Kleist, da er den tragischen Schlüsselpunkt setzte. Hölderlin war nicht Hölderlin, Grabbe nicht Grabbe, als er hinging. Man darf nicht in den Fehler verfallen, das Zeugnis einzelner erlauchter und erleuchteter Erkennen zum Bekenntnis der Zeit zu stempeln. Die paar Seelen, auf die es ankommt, haben immer mitgeliebt, mitgeglüht und mitgelitten. Ihr Zeugnis aber wird Gemeingut erst dann, wenn allmählich die Gemeinde durch das Werk die Gemeinschaft erobert. Aus den Hinterlassenschaften der Unvergänglichen fällt ein Licht schließlich auch auf die Getreuen, die sahen, als noch keiner sah, die glaubten, als die große Mehrzahl ungläubig die Achsel zuckte. Den einsamen Verkündigungen stand immer die Ahnungslosigkeit dumpfer Massen gegenüber und beckenmessernder Besserwisser.

Selbst überragende Genies, die ihren Frühruhm noch erleben, bezahlen ihn mit einer Flut von Verkenning, Mißverständnis, Unverständnis und nicht selten Unverschämtheit. Man muß sich die Mühe machen, die Skribenten ihrer Zeit und ihr Publikum zu studieren, um zu wissen, wie das Richtige in Flor stand, das Dilettantische, Gemachte, Belanglose, Überflüssige, das Gefällige, Selbstgefällige, während im Schatten das heranwuchs, worauf es ankam. Selbst Goethe war durchaus nicht Goethe im Bewußtsein seiner Zeit. Seiner Weisheit letzter Schluß in dieser Beziehung lautete: „Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Trotz handeln, und das läßt sie sich nach und nach gefallen.“ Und: „Ich habe es mir zum Gesetz gemacht, nach meinem innern Gesetz zu handeln, unbekümmert, welchen Anstrich es mir gibt und ob es nicht vielleicht falsch verstanden wird.“

Wir machen heute einen ersten, großartigen Versuch, durch Volksführung und Volksaufklärung den Künstler, also auch den Dichter, in seiner Leistung zu erkennen und dieser

Leistung beizeiten ihre Wirkung zu sichern. Wir haben vor allem einen Maßstab für solcher Art Leistung zu sichten gewagt. Wir haben Grundwerte anerkannt, nach denen wir werten, so daß der Willkür des Ermessens ein Maß gesetzt ist. Und siehe da! Wir haben Dichter. Wir haben eindeutig deutsche Dichter. Wir haben begnadete deutsche Dichter, deren Amt von der Gemeinschaft grundsätzlich anerkannt und geehrt wird. Darüber hinaus hat ein Schutzgesetz der wilden Kritik das Recht abgesprochen, nach Laune und Lust ehrliche Arbeit zu bespeien, zu bewitzeln und verkritzeln. Als ein Arbeiter der Stirn hat der Künstler seine Standesehre wieder, nicht schlechter als der Soldat und Bauer.

Ob nun aber in einem Soldaten ein Schließen oder Moltke steckt, darüber sagt weder sein Stand, noch sein Rang, noch gar seine Uniform etwas aus. Das muß sich erweisen. Und ob es sich erweisen wird, ob es sich erweisen kann, wieweit es sich erweisen kann, das hängt nicht etwa nur von ihm selbst ab.

Den Rang der Künstler zu ermessen, den Rang der Dichter zu ermessen, die mit uns leben, ist schwieriger, als die Rangabzeichen zu lesen, die ihnen ein Literaturlexikon oder ein Zeitungsartikel ans Zeug flickt. Den Rang der Schöpferischen zu ahnen, muß das Auge sonnenhaft sein. Und dem Schöpferischen selbst kann es gehen, wie es unsern Größten erging, die eben einfach kein Organ hatten für dies und jenes Ebenbürtige, das neben ihrer Welt, in sich selber ruhend, freiste.

Wir werden also nach wie vor damit unsere Überraschungen, wenn nicht gar unsere Wunder erleben. Ruhm ist kein Maßstab mehr für den Rang eines lebenden Künstlers. Wer erfolgreich neun Schlager singt, kann weltberühmt werden — und reich dazu —; ein Lebenswerk aus sechzig Jahren erreicht vielleicht eine Auflage von noch nicht sechstausend Stück. Ruhm — das, was der „Zeitgeist“ Ruhm nennt —, läßt sich machen, in acht Tagen. Aber es gibt Leistungen von einer Begnadung, daß sie genügen müßten, ihren Schöpfer lebenslänglich aller materiellen Sorge, allem Kleinfram zu entreißen, und sie kümmern im Schatten dahin, wohl belobt, wohl auch erkannt, aber überrannt, überfreischt und über-

tölpelt von Marktgängigem, womit man Geld macht. Die Auflagen dichterischer Werke sind nach wie vor beschämend niedrig, gemessen an den Riesenauflagen dessen, was dichterisch wenig Wert hat. Das Kunstwerk eines Dichters bleibt nach wie vor in der Auflagenhöhe zurück gegen eine Schriftstellerei, die mit Kunst nicht viel zu tun hat. Es wundert uns diese Erfahrung nicht. Aber sie beweist, daß der äußere Erfolg nach wie vor keinen Maßstab abgibt für den Rang eines lebenden Dichters. Auch die Einhelligkeit der Kritik entscheidet nicht gültig über seinen inneren Rang. Es gibt ein paar schöpferische Verleger, die als Verkünder ihrer Autoren so überzeugend zu werben wissen, daß sich das sichtbare Verhältnis der Größen und Werte verwirrend verschiebt.

Dann kommt durch eine optische Täuschung das Geförderte „ganz groß“ heraus, obschon durch Großaufnahme ein Kopf nur größer scheint, nicht größer wird. Will sagen: Kleist, in der Hand eines hilflosen oder mittellosen Verlegers, wäre nicht entfernt der Kleist, den ein großzügig gläubiger, tüchtiger Verlagsbuchhändler aus ihm nicht nur „machen“, sondern auch entfalten würde. Denn schließlich will eine Leistung ja nicht nur nachträglich erkannt, nein, sie will auch ermöglicht werden. Es sieht leztlich manchmal so aus, als sei ein Erbhof, eine Burg oder ein Privatvermögen von einigermaßen behäbigem Umfang doch die solide Unterlage für bedeutenden Erfolg. Wir pflegen dann im Scherz zu sagen: „Keinen Neid auf den Großgrundbesitz!“ Aber eins gibt daran doch zu denken. Wer sich jahrelang Zeit nehmen mag, zwischen Jagd, Fischfang und Ausritt seine Dichtung zu ersinnen, kann (sich) andere Werke leisten als ein nicht weniger Begabter, der immer wieder Brot schaffen muß. Kunsturteile fallen ja weiß Gott nicht ins Bereich der Wohlfahrtspflege. Aber, um vom Leistungswettbewerb der Schaffenden sich ein Bild zu machen, müßte man halbwegs ebenbürtige Vorbedingungen voraussetzen. Unbehaglich wird der Fall dort, wo aus dem Startvorsprung ein Erfolg gemanagt wird, der mit der objektiven Leistung schließlich nicht mehr viel zu tun hat. Wir treffen mehr und mehr auf Künstler, die — sagen wir — ihr erfolgreichstes Buch natürlich für ihr bestes halten. Sie schließen aus dem Ziffernerfolg entwaffnend naiv auf ihre Leistung. Ja, sie überheben sich seelenruhig über die von ihnen selbst klar erkannte Leistung anderer, weil ihnen der Erfolg behagt. Das aber ergibt Zerrbilder, die wir gar nicht nötig haben. Schließlich beten wir nicht den Erfolg an, sondern fragen nach Haltung und Leistung. Immer wieder geht es uns um das Werk, nicht um den Anspruch. Und da setzt die Aufgabe ein, auszugleichen durch Vertiefung, aber auch wirklich durch Vertiefung in das Schaffen eines Dichters. Die Kenntnis der Waschzettel genügt da nicht mehr. Vertiefung tut not. Vertiefung ist das Schaffen der Dichter, über die man ein Urteil nachspricht, und wie oft fahrlässig nachspricht, ohne auch nur einen Schimmer von ihrem Wesen und Werk aus eigener Bemühung zu haben. Wir wissen, was wir damit verlangen. Wir wissen, daß das deutsche Volk noch etwas anderes zu tun hat. Wir wissen auch, daß jede Zeit ihre Lieblingskünste hat. Wir wissen, daß die nachschaffenden Künste viel schlagender auf Massen wirken, die hilflos sind, wo der Dolmetsch fehlt. Wir wissen das, und manches andere. Darum aber wissen wir auch, daß die Dichtkunst nicht die geringste unter den Künsten dieser Zeit ist. Sie ist, könnte man beinahe sagen, unter die schweigenden Künste gegangen. Sie lebt mehr denn je von der Gemeinde, wenn auch von der Volksgemeinde. Und es ist so,

nach wie vor, daß sie kämpfen muß um ihre Wirkung; denn die Fluten der Buchfabriken, der Zustrom ausländischer Literatur und die dem Unterhaltungsbedürfnis angepaßten Massenauflagen überschwemmen erst recht „den Markt“. Um so mehr muß der Künstler innerlichst wissen, wer er ist. Er hat nicht darauf zu warten, ob jemand ihm den Rang einräumt, der seiner Leistung verpflichtend entspricht, nein, er hat sich seinen Rang in aller Stille selbst zu beweisen. Er muß lernen, mehr und mehr, sich unabhängig von Überschätzung und Unterschätzung durch irgendeinen Dritten zu machen. Er hat ohne „fluidum“ aus seiner eigenen Kraft zu leben, die ja doch Kraft von der Kraft des Volks ist. Er hat einen Weg zu suchen, um mit den materiellen Mitteln, die ihm nun einmal vergönnt sind, das Beste von dem herauszuholen, was er anständig und ehrlich vermag, und womöglich etwas von dem, was not tut, und was so nur er vermag.

Und ich glaube, das Geschlecht, das die Kriegsdichtung geschaffen, das die junge politische Dichtung der deutschen Volkwerdung hervorbringt, und das in seinen älteren Meistern schon allmählich klassisch wird, kann bestehen vor der Geschichte. Und hier erhebe ich die Frage, nicht nach dem Rang der einzelnen Dichter, aber die Frage nach dem Rang der Dichtung dieser Zeit. Und frage: Haben wir, von George und Rilke bis Heinrich Lersch und Agnes Miegel heute Dichter vom Rang eines Uhland, eines Fontane, eines Hauff, eines Wilhelm Raabe? Haben wir Leistungen, die sich der Leistung eines Jean Paul, eines Platen, eines Lenau, eines Immermann, ja ich sage, eines Hölderlin an die Seite stellen lassen? Haben wir einen Mörike? — Ich meine damit nicht eine Kopie, sondern ich meine eine Potenz, die das ist, was er gewesen.

Und ich behaupte, wir haben sie.

Es wird einer aus diesem Geschlecht ebenbürtig neben Theodor Körner treten, und ein anderer neben Eichendorff. Es wird einer vor Gottfried Keller in Ehren bestehen und ein anderer vor Storm. Ich weiß, man wird solche Wertung vermessen, man wird sie größenwahnsinnig schelten, aber man sollte ihr einmal nachgehen. Man sollte Studien anstellen darüber, ob in Heinrich Lersch, in George, in Rilke, in Ludwig Thoma, in Binding, in Paul Ernst und Dietrich Eckart, um nur ein paar der schon „toten“ zu nennen, nicht doch künftige Klassiker von uns gegangen sind. Und dann sollte man sich überlegen, ob Hermann Burte, weil er noch lebt, ob Carossa, weil er noch da ist, ob Griefse, Weinheber, Gerhart Hauptmann — oder wie sie heißen mögen — deshalb so viel geringer sind, weil sie ihr Haupt noch nicht gebettet. Nein, wir tragen in uns den Glauben, daß, was uns heute Kamerad ist, übermorgen Klassiker sein wird so gut wie einer aus der ehrwürdigen Reihe der ersten, alten Reclambändchen, die wir uns als Pennäler gekauft. Nur in einer solchen Verpflichtung holen wir das Letzte heraus, das in den Redlichsten an Begnadung und Substanz steckt. So fragen wir nicht nach Erfolg und Ruhm, so kümmert uns nicht, wer „größer“, wer „kleiner“, wer „beliebt“, wer „unbeliebt“ ist. Uns „verbittert“ man so leicht nicht mehr. Und wir haben es nicht einmal nötig, uns womöglich „nach vorn“ zu schieben. Schließlich entscheidet doch die Leistung. Und mehr als er hat, gibt nur der Lump.

Wir haben die innere Ruhe gefunden, die Sicherheit, die sich im Bunde weiß mit den Gesetzen der Redlichkeit, des Fleißes und der Unbeirrbarkeit.

Mit seinen deutschen Dichtern, auch mit ihnen, das glauben wir und wissen wir, wird der Führer vor der Nachwelt in Ehren bestehen.



„Gegenstoß der Leibgrenadiere bei Cambrai, 1917“ (1938).

(Im Haus der Deutschen Kunst, München 1939.)

Der Kriegsmaler Wilhelm Sauter.

Von Frh Wilkendorf.

Schon zu Beginn des Weltkriegs hatte die Oberste Seeresleitung einer Reihe von Malern erlaubt, den Frontsoldaten und das Kampfgebiet aus eigenem Erleben in untrüglichen Bildurkunden für die Nachwelt festzuhalten. Von den Künstlern, die jahrelang, unter vielen Entbehrungen, pflichtgetreu ihre Kampfskizzen und Kriegsbilder schufen, sind verdientermaßen einige besonders hervorzuheben. Zunächst war es Ludwig Dettmann, der nach reinem Natureindruck den deutschen Frontkämpfer und seine Marschkolonnen malerisch vermittelt hat. Ferner stand Erich Erler, ein Mitglied der Münchener „Scholle“ in vorderster Linie, um Studien zu zeichnen und Bilder zu malen, die mit seelischen Spannungen bis zum Bersten geladen sind. Zu den scharfsägigen Beobachtungen, die den geheimen Klang der Frontmotive Flanderns fühlbar werden ließen, zählen die Zeichnungen und Kriegsmalereien Franz Eichhorns. Nach diesen muß das umfassende Werk Oskar Krenzers, eine reiche Sammlung rassistischer Charakterköpfe, genannt werden, die bekanntlich die Anerkennung unseres Führers fand. Als von Amts wegen vereidigter Frontmaler der Obersten Seeresleitung sei Ernst Vollbehr nicht vergessen, welcher die Kampfzone der Westfront, von den Alpen bis an die Nordsee, in über 1000 Landschaftsskizzen erfaßt hat. Die meisten der genannten Künstler standen aber dem gewaltigen Völkerringen zu nahe, sie haben es mehr mit den Augen des malerischen Bebilders gesehen. Es war ihnen weniger vergönnt, die seelische Weite der erschütternden Szenen und Stimmungen mit der notwendigen künstlerischen Gewissenhaftigkeit zu behandeln. Nur einige Maler hatten die Kraft, das

heldische Kunstwerk zu gestalten, das für eine menschliche Ewigkeit unserem Volke die Tiefe des Kriegserlebens offenbaren soll.

In den Niedergangsjahren der Novemberrepublik wurden wir sowohl vom Schrifttum wie von der Bildkunst mit unheldischen, oft überstiegen-pathetischen Kriegsdarstellungen bedacht. Die meisten im Außerlichen steckengebliebenen Machwerke, unwahrhaftige fahnenüberflatterte Sturmreihen voll Schwung der Linienführung, gaben von der Kampfweise ein vollkommen falsches Bild. Ebenso wenig konnte das Triptychon „Der Krieg“ von Otto Dix, dem berühmtesten Hauptvertreter der sogenannten Neuen Sachlichkeit, mit seinen trostlosen Tafeln jene schlichte Heldengesinnung bekunden, die allein verdient, der Nachwelt überliefert zu werden. Daß nur ein Feldsoldat, der die aufwühlenden Erlebnisse und urgewaltigen Schrecknisse des Weltkrieges durchschritten hat, mit begnadeter Schöpferkraft den erschütternden und erhebenden Ausdruck herauszugestalten vermochte, war jedem Frontkämpfer unumstößliche Gewißheit.

Der Ausbruch einer völkischen Kunst setzte aber voraus, daß wir Deutsche wieder eine Nation wurden. Diese Bedingung ist für das politische und kulturelle Leben der Eckpfeiler geworden, und den verdanken wir dem unbekanntem Soldaten Adolf Hitler. Aus seinem Geiste erwuchs jener „Glaube an Deutschland“, ein Kriegserleben von Hans Jöberlein, der den pazifistischen Wahnsinn Remarques in den Schatten verwies. Denn in dem grauenhaften Trichtergelände, in den toten Wäldern und zerfollerten Schluchten, welche die Toten in sich aufzogen und die Gefallenen zur Erde verwandelten,



Wandbild in Ortelsburg (1939).

ist der Nationalsozialismus geboren worden. „Hier ist das Vermächtnis der Front niedergelegt! Gipfel und Abgründe stehen nebeneinander und immer die sturmefeste Treue der Kameradschaft dabei.“ So schrieb der Führer im Vorwort der Schlachtschilderungen Höberleins 1931. Schon drei Jahre zuvor versuchte der unbekanntere Zeichner und Maler Wilhelm Sauter, das durch die jüdisch-pazifistische Karikatur geschändete Frontkämpfertum im Bildwerk zu rechtfertigen. Zwölf Jahre hat er die Gestalten der todesmutigen Kameraden in sich herumgetragen, bis er von der Welle der nationalsozialistischen Bewegung erfaßt, in zerissener Zeit, sich ein Fronterleben von der Seele malte.

Kein anderer als der 1766 zu Flehingen an der Kraich geborene Franke, Schulmeister Samuel Friedrich Sauter, zählt zu seinen Ahnen. Dieser Biedermeier war der Dichter des „Wachteliedes“, das in den Vertonungen von Schubert und Beethoven in der ganzen Welt bekannt geworden ist. Sauters Vorfahren haben vom Urgroßvater her alle das Töpferhandwerk erlernt, sein Vater neigte aus Begabung zum Kunsthandwerk; er entwarf, zeichnete und modellierte lustig drauflos, und seinem sicheren Formgefühl verdankt der Sohn das unbestechlich-treue Zeichnen. Mütterlicherseits sind Kraichgauer Leineweber, Bäcker und Gastwirte, abseits des großen Verkehrs, seine ehrfamen Vorfahren gewesen. Ein Sturz vom Pferde beim Leibdragoner-Regiment Nr. 20 zwang einst den Vater zur Aufgabe des Handwerks; als Invalide

wurde er in Bruchsal beamtet, dort hat der Kriegsmaler Wilhelm Sauter 1896 das Licht der Welt erblickt. Nach farger Jugendzeit und dem Besuch der Volks- und Oberrealschule trat der Jungmann 1913 in das Heidelberger Lehrerseminar ein, mit der Absicht, Zeichenlehrer zu werden. Nach bestandem Kriegsexamen meldete er sich 1915 freiwillig beim Infanterie-Regiment Nr. 169 in Lahr und kam zum aktiven Truppenteil an die Sommesfront. Ihre Krater- und Schlammlandschaften, ihre entsetzlichen Wüsten aus Tod und Vernichtung sind das Geburtsland von Sauters unerbittlich wahrhaftigen Kriegsbildern geworden. Nach neun Monaten harten frontdienstes am westlichsten Punkte der Westfront streifte der Knochenmann den Gefreiten; durch den Volltreffer einer Granate wurde er am Eingang eines Unterstandes verschüttet. Als der einzig Überlebende seiner Gruppe kehrte der schwer Gehörgechädigte in die Heimat zurück, um endlich 1918/1920 an der Karlsruher Kunstgewerbeschule eine Fachausbildung zu erlangen. In der Radierklasse von Walter Conz, wo er mit den verschiedensten Techniken vertraut wurde, beschloß Wilhelm Sauter seine Lehrzeit. Auch bei Friedrich Fehr hat ihn das rein Zeichnerische am meisten gefesselt, vor allem das eindringliche Studium der menschlichen Figur.

Schon vor seiner Ausbildung erfolgte, auf den Rat von Hans Thoma, die Ausstellung eines „Totentanzes“, einer Blätterfolge von zwölf getuschten Federzeichnungen. In phantastischen Bildgestaltungen schilderte der Griffelkünstler den Sensenmann, den unumschränkten Herrscher über Leben und Tod. „Ich habe die Arbeiten Sauters im Kunstverein gesehen“, so schrieb 1918 Altmeister Thoma, „und freue mich sehr darüber; es ist eine reiche Phantasiekunst, die auf gesundem Boden der Vorstellung und des Könnens gewachsen ist. Ich glaube, der Künstler darf getrost seinen Weg weiterwandern, er wird gewiß beitragen zur Bereicherung der deutschen Kunst. Mögen gute Geister ihn auf seiner Bahn begleiten.“ Angestellt am Weinheimer Realgymnasium, radierte Sauter in seiner Freizeit, angeregt von Klingers Griffelkunst,



„Begen Morgen“ (1938).

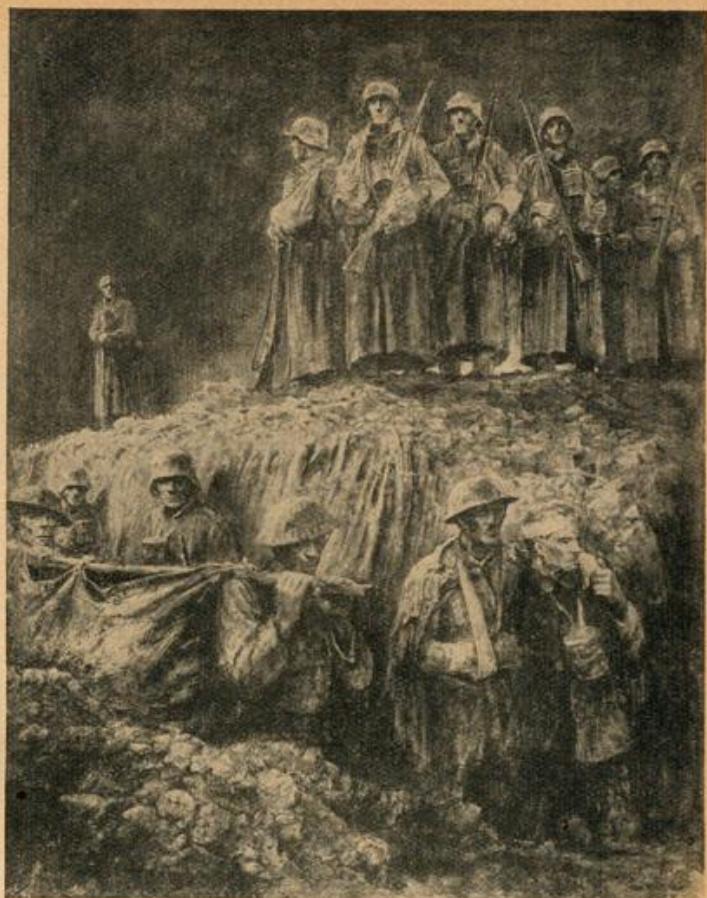
Blätter zum „Simplizissimus“, liebevoll exakt durchgeführte Heimatlandschaften, Figurengruppen und Bildnisse. Über 120 radierte Platten füllen die Nachkriegsjahre, bis der gewissenhafte Graphiker 1928 in Ladenburg planmäßig verwendet wurde. Dort drängten sich ihm, aus dem hoffnungslosen Dunkel der Verfallszeit, die treuen Waffenbrüder des Weltkrieges unabweisbar wieder auf. In dichterischer Sprache hat der Maler später die schlichte Erscheinung eines Frontkameraden der Hitler-Jugend überzeugend vor die Seele gestellt:

„Ich war im Graben, in Sappenköpfen,
im Hordloch draußen, im Stacheldraht,
in schlammigen Trichtern beim Wassers schöpfen,
auf freiem Feld im Granateinschlag.
Als der Schangel türmte, der Tommy stürmte,
am Geschütz und am Werfer, am Tank und MG,
beim Posten und Melder,
im Dreck und im Schnee.
Wenn beim Trommelfeuer die Pünker stöhnten
und beim Gasbeschuss die Glocken tönent,
wenn die Schützen die letzten Patronen geladen,
dann war ich bei euch, meine treuen Kameraden.“

Alle diese Gesichte voll Grauen und Größe versuchte Wilhelm Sauter zunächst auf Blockformat mit erschütternder Wucht und Wahrhaftigkeit zu verewigen. Ohne Vorzeichnung, in reiner Pinselarbeit, so treffsicher wie die Japaner, setzte der Maler seine Feldgrauen aufs Papier. Einzige Gedächtnisstützen sind ihm seine unscheinbaren Feldkizzenbüchlein,



„Verschüttet“ (1930).



„Zwei Wege“ (1939).

worin die Frontsoldaten, ihre Unterstände, Sappen und Waffen scharfsäugig festgehalten wurden. Wenige Aquarelle verewigen die seltsamen farbigen Eindrücke der Sommezone, wo Sauter, 15 Kilometer vor Bapaume, zwischen Achiet le petit, Puisieux au mont und Serre, den Krieg erlebte. Sein erster Versuch schilderte 1928 den „Grabenposten im Feuer“, den Kampfsoldaten im erdbekrusteten Kock, unscheinbar wie nackte Ackererschollen. Ureigenem Erleben hat der Künstler sein wirklichkeitsnahes Frontbild „Verschüttet“ zu verdanken. In strengbegrenztem Ausschnitt, aus einem zerschossenen Unterstand, aus Dreck und Draht, Balken und Eisengefetz, recken sich zwei wachsbliche Totenhände. Aus der Brieftasche fällt die letzte Post des jäh ums Leben Gekommenen: „Meine Lieben, es geht mir gut. Wir sind in einer ruhigen Stellung...“ Ebenso herb und hart greift „Das Kreuz von Serre“ jedem Bildbeschauer ans Herz. Über zersplitterten Baumstümpfen ragt als letztes Zeichen ein Holzkreuz in den hellen Himmel, und auf der zerschundenen Erde ruhen die toten Kämpfer, um wieder Erde zu werden. 1931 entstanden die „Essenholer“, jene wetterfesten Pflichtmenschen, die bei allen Tageszeiten ihren Todespfad gegangen sind, nur darum besorgt, der Kompanie das Leben zu erhalten. Angeregt durch eine heroische Fronterzählung, Beumelburgs „Gruppe Bofemüller“, schuf Sauter 1932 das tiefstönige, nachtblaue Bild „Im Laufgraben“, und noch deutlicher zeigt die Gruppe der „Abgelösten“, welche Überanstrengungen und Mühsale diese Kameraden schweigend durchgehalten haben. Alle die Kleinformate sind durchaus lebensgetreue, ungeschönte Frontbilder heldischer Größe und menschlicher Schlichtheit, wie sie die Heimat zuvor nie zu sehen bekam. Auf Sperrholz

mit Leinwand überzogen, auf Kaseingrund wurde das erste größere Werk: „Der gute Kamerad“, 1934 in Öltempera ausgeführt, in einer Technik, die Hans Adolf Bühler dem Soldatenmaler empfohlen hat. Ein Grabenposten ist durch Kopfschuß hintenübergefallen, ihm zur Seite läßt sein Kamerad das Gewehr. Ein wie aus Stahl geschnittenes Gesicht blickt auf den Toten, dessen Helm vom Stacheldraht wie von einer Knochenhand berührt wird. Einen untrüglichen Blick auf die Schutthalden und Trümmersfelder der zerstörten Kampfszone gewährt auch „Das Dorf an der Front“ (Puisieux le petit).

Um sich ungestört seinem Schaffen widmen zu können, wurde der Zeichenlehrer Sauter vom Badischen Unterrichtsministerium längere Zeit beurlaubt. So schuf er 1935 zum Gedächtnis der Gefallenen ein streng aufgebautes Triptychon „Das Opfer“ mit der Mahnung an die Nachfahren „Vergesst sie nicht. Sie gaben ihr Bestes für Deutschland!“ Seitlich der Haupttafel, die fünf alte nationalsozialistische Kämpfer verewigt, stehen zur Rechten und Linken zwei monumental empfundene Frontkämpfergruppen. Aus ihren Köpfen lesen wir ihre fühne Entschlossenheit, Mut und Stolz des Überstandenen. Sie alle haben Hingabe und Opfer, Leben und Tod begriffen, und zu ihren Füßen ruhen im Sockelbild die Gefallenen des Krieges und der Bewegung vereint. Damit kündigt dieser „Zeldenschrein“ Wilhelm Sauters der Nachwelt ein Vermächtnis: das auferstandene Wunder, durch das Opfer den Sieg, die heldenhafte Wiedergeburt der Nation.

Neben mancher erlebten Frontschilderung entstand 1937 ein Werk, das eine nahezu vergessene Führerfigur des Bauernkrieges, den Bundschuh-Hauptmann Josf Fritz aus Obergrombach am Bruhrain, verdientermaßen heraushebt. Wie ein Standbild, im Panzer und mit langem Schwert, steht der Volksheld aus dem Kraichgau inmitten seines Bauernhaufens. Das in Öltempera auf eine Hartholzfaserplatte ausgeführte Bildwerk ist eine der in sich geschlossenen figuralkompositionen des bauernstolzen Künstlers. 1938 malte

Sauter für das Kasino der ehemaligen Badischen Leibgrenadiere, Infanterie-Regiment Nr. 109, den „Gegenstoß bei Cambrai“, eine Nahkampfszene, die zeigt, wie gelockerte deutsche Schützenlinien ein englisches Widerstandsnest bekämpfen. Hierbei wurde versucht, mit erwogener Formkraft ein Bildganzes zu geben, das mit dem Gleichmaß des Goldenen Schnittes, in verschiedenen Lagen, die heldische Haltung des verdienstvollen Regiments überliefert. Das letzte Tafelwerk kennzeichnet „Zwei Wege“, es verdeutlicht das ewige Vor- und Zurückgehen am Rande eines deutschen Schützengrabens, wo alte, verwundete Kämpfer die Front verlassen und junger Ersatz die erste Feuerprobe erwartet. Das auf einen braungrauen Erdton und einen magisch blauen Himmel abgestimmte Nachtbild ruft unwillkürlich die Herzen auf und gedenkt der Taten, die im Namen der Nation vollzogen wurden.

Von dem Ortelsburger Bürgermeister Armgardt erhielt Wilhelm Sauter 1939 den Auftrag, das neuerrichtete ostpreussische Rathaus als Ehrenraum für die gefallenen Kämpfer des Krieges und der Bewegung auszumalen. Nach gründlichen Studien und Entwurfskizzen sowie der Anfertigung eines Raummodells schuf der Künstler zwei sich gegenüberstehende, überlebensgroße Soldatengruppen. In der Uniform des zu Ortelsburg liegenden Vorkämpfer-Regiments Nr. 1 stellte er die aus der Front zurückgekehrten Nahkämpfer dar, in lockerer Haltung nach innen gewandt, im Geiste der Kameradschaft. Die Alte Garde Ostpreußens aber steht, als geschlossene Volksgemeinschaft um die Fahne geschart, stolz nach außen blickend; unter ihr befinden sich die neun vor der Erhebung gefallenen Vorkämpfer. Die monumental gehaltenen Großwandbilder wurden auf Membranit in Öltempera auf graugrünem Grund ausgeführt und nach sechs Monaten vollendet. Auch mit diesen letzten Bildwerken erfüllt der Maler Wilhelm Sauter die Forderung Adolf Hitlers nach einer Kunst, deren höchster Inhalt und entscheidender Maßstab wieder rassistisch starke Menschen sind, als Träger einer gesunden, heldischen Weltanschauung.



„Der Bundschuh-Hauptmann Josf Fritz“ (1937).

(6 Photo-Ohler, Bruchsal.)

Der großdeutsche Gedanke in Osterreich.

Von Otto Prammer.

Jede Epoche der Geschichte ist von den tragenden Ideen ihrer Zeit beherrscht. Noch nie aber trug eine Zeit so sehr den Stempel einer einzigen Idee als gerade die Gegenwart, in der das Sehnen Millionen deutscher Volksgenossen nach einem einigen, starken Großdeutschen Reich Wirklichkeit geworden ist. — Dieser großdeutsche Gedanke beherrscht uns heute alle, er bildete aber seit jeher das Rückgrat des gesamten Denkens derjenigen Volksteile, die das Schicksal außerhalb der Reichsgrenzen gestellt hatte.

Im österreichischen Volke war das Zusammengehörigkeitsgefühl mit dem deutschen Mutterland immer da, es trat aber erst dann lebendig zum Vorschein, als das große Erste Deutsche Reich zu zerfallen drohte.

Die Jahre 1804 und 1806 sind in dieser Entwicklung Marksteine, die dem Deutsch-Oesterreicher zum Bewußtsein brachten, daß er nun von der jahrhundertalten Schicksalsgemeinschaft seines Volkes ausgeschlossen ist, daß er ungewollt in eine Abseitsstellung gedrängt wurde. Nicht das Volk Deutsch-Oesterreichs war es, das sich losgesagt hatte, sondern eine unglückselige Dynastie hat mit ihrer Politik ein Volk den schwersten seelischen, aber auch politischen Konflikten ausgesetzt.

Was bisher eine Selbstverständlichkeit war, jetzt mußte es mit besonderer Betonung in die Welt geschrieben werden, daß nämlich auch die Oesterreicher Deutsche sind und ihr Recht auf Zugehörigkeit zu Deutschland nie aufgeben wollten. — Es entspann sich ein harter, zäher Kampf um diese Idee, die bald mehr, bald weniger lebenskräftig hervortrat, die aber nie ganz geschwunden war; ein Kampf, den die besten Söhne der Osmark geführt und auch siegreich bestanden haben.

Und wie verlassen war das österreichische Volk in diesem seinem Lebenskampf! — Das Reich, zu dem es heim wollte, konnte ihm meist nicht die geringste praktische Unterstützung gewähren, es wollte ihm aber auch sehr oft nicht einmal moralische Hilfe leisten. Im Zweiten Reich, das einem Großteil unseres Volkes nach langer Zeit endlich, von Preußen aus, die staatliche Organisation schenkte, löschte eine Politik der reinen, staatspolitischen Klugheit jede instinktmäßige, volkspolitische Einstellung. — Ja, man war sogar so weit gegangen, sich anzugewöhnen, nur das als deutsch zu empfinden und zu betrachten, was innerhalb der Reichsgrenzen lag. Die wenigen einsichtsvollen Mahner innerhalb des Deutschen Reiches, von der Frankfurter Nationalversammlung angefangen bis herauf in die Nachkriegsjahre, die in Wort und Schrift immer wieder darauf hinwiesen, daß der Begriff „Deutschland“ nicht mit den Reichsgrenzen aufhöre, konnten leider nicht durchdringen, sie waren aber wertvolle Wegbereiter für die kommende Entwicklung.

Das Binnendeutschtum nämlich, das nie die Gefahren kannte, die einem Volke drohen, das getrennt unter Fremdvölkern lebt, begrenzte das Deutschtum mit den Reichsgrenzen. Erst der Weltkrieg und die Jahre nach 1933 brachten hier die ersehnte Wandlung; jetzt gingen den Binnendeutschen erst langsam die Augen auf, daß es auch so etwas wie ein bedrängtes und um sein Volkstum schwer kämpfendes Grenz- und Auslandsdeutschtum gibt.

Und gerade dieses Grenzdeutschtum der Ostalpen- und der Sudetenländer, das die Heimkehr ins Reich als höchstes Ideal wachhielt, war es, das damit auch den großdeutschen Gedanken nicht einschlafen ließ und ihm erst Sinn und Zweck im weltanschaulichen wie im politischen Kampfe gab.

Dieser großdeutsche Gedanke zieht sich durch die gesamte österreichische Geschichte. Er lebte in allen Schichten der Deutsch-Oesterreicher und war fast in allen Parteien in irgendeiner Form vertreten, nur hatte er lange kein einheitliches Gesicht.

Das oft grundverschiedene Bild der einzelnen Volkscharaktere der Osmark sowie die Verschiedenheit der sozialen Struktur der Bevölkerung, letzten Endes aber auch die Verschiedenheit der parteipolitischen Ziele, ließen der großdeutschen Idee lange die notwendige Einheitlichkeit und Stoßkraft entbehren. Gefühlsmäßig spürte wohl jeder das gleiche, aber in der praktischen Auswirkung war die Idee doch zu sehr von parteipolitischen Erwägungen belastet. Eine politische Einheitlichkeit war erst unseren Tagen vorbehalten.

In der alten österreichisch-ungarischen Monarchie mußte der Gedanke eines Großdeutschen Reiches zwangsläufig immer gepaart sein mit dem Wunsch nach Vernichtung des Vielvölkerstaates, und es ist klar, daß er aus diesem Grunde „von oben herab“ planmäßig hintertrieben und unterdrückt wurde.

Am tragfähigsten noch war die Idee vor dem Kriege vertreten in den kulturell hochstehenden Industriegebieten des Sudetenlandes, dessen Bevölkerung sich in einem jahrhundertalten, nie ruhenden, gerade jetzt aber mit besonderer Festigkeit aufflammenden Kampfe mit dem eben zu vollem nationalen Bewußtsein erwachenden Tschechentum befand. Die Deutschen des Sudetenlandes glaubten nicht an den Fortbestand der Monarchie und fühlten sich in dem altmodischen, schwerfälligen und mit Hindernissen jeder Art belasteten Staat nicht wohl; sie beobachteten das Ansteigen der nichtdeutschen Völker an Zahl und sozialer Geltung und sahen den Tag kommen, der Osterreich in die Hände der Slawen brachte. Sie waren aber nicht gewillt, diesen Tag tatenlos zu erwarten, freuten sich vielmehr auf den Zerfall Osterreichs und waren entschlossen, ihn zu beschleunigen und zu fördern, damit für sie die Wiedervereinigung mit den Deutschen des Reiches ermöglicht würde.

Daß diese Bewegung äußerlich keine Erfolge erzielen konnte, lag in dem Mangel einer großen, auf breiter Grundlage aufgebauten Organisation, die alle gleichgesinnten Schichten der Bevölkerung erfaßt hätte. Ihren politischen Ausdruck fand sie in einer Reihe von kleineren Parteien, die zwar alle das gleiche nationale Ziel vor Augen hatten, die aber an den sozialen Gegensätzen scheiterten. Die Bewegung baute sich auf dem national eingestellten Arbeiter und Handwerker auf, sie erfaßte aber nicht das Bürgertum, das dadurch zwangsläufig die Vertretung seiner nationalen Interessen in einer anderen Partei suchen mußte; sie ließ aber vor allem auch einen wichtigen Bestandteil des Volkes, den Bauer, völlig unbeachtet. — Aber selbst der Arbeiter wurde nicht in einer großen deutschen Arbeiterbewegung erfaßt.

Es gab zwar viele glänzende Ansätze zu einer solchen, sie wurden aber stets durch einen geradezu selbstmörderischen Zwist innerhalb der Gesamtbewegung zerstört und machten so nur die Kräfte zur Zersplitterung in eine Reihe von Standesvertretungen frei. Schon die Namen, wie „Deutscher Gesellenverein“, „Deutscher Gehilfenverein“, „Deutschnationaler Arbeiterbund“, „Gewerkverein Deutscher Berg- und Lüttenarbeiter Österreichs“ und schließlich noch „Reichsbund Deutscher Eisenbahner“, zeigen, in welchen engegesteckten Grenzen sich diese einzelnen Parteien bewegten.

Zu dieser äußerlichen Erscheinung trat aber noch ein innerer Zwiespalt, indem sich diese „Alldeutschen“, wie sie sich nannten, befanden: einerseits erwarteten und erhofften sie den Untergang der österreichisch-ungarischen Monarchie, andererseits kämpften sie um jede Machtstellung ihres Volkes in diesem Staat.

Und es fehlte ihnen vor allem lange die überragende Persönlichkeit, der es gelungen wäre, all diese um Kleinigkeiten (im Vergleich zur großen Idee) streitenden Splitter zu einer großen, machtvollen Bewegung zusammenzufassen. Und als dann Bestrebungen zu einer solchen im Gange waren, da hemmte wieder der inzwischen entbrannte Krieg jede weitere Entwicklung. Man hatte jetzt andere Sorgen, und noch einmal schien es, als ob es der Monarchie gelungen wäre, alle ihre Völker unter der gleichen Fahne zusammenzuscharen und für den Fortbestand des Habsburgerreiches einzusetzen. — Bald jedoch zerfloß dieses Trugbild vor den realen Tatsachen, die die Unmöglichkeit der alten, morschen Monarchie immer deutlicher zutage treten ließen. Der Zustand des Vielvölkerstaates wurde von Tag zu Tag immer unhaltbarer. Und da schlossen sich in den späten Kriegsjahren auch die Deutschen wieder zusammen. Man wollte schon alles vorbereiten, um im Augenblick des kommenden Zerfalls der Monarchie sofort den Anschluß vollziehen zu können. — Und so gelang es im letzten Kriegsjahre sogar, alle Schichten der Bevölkerung des Sudetenlandes zu einer Einheitsfront zusammenzufassen, aus der dann die „Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei (DNAP)“ hervorging. — Aber wieder griff das Schicksal hemmend in diese Entwicklung ein. Der Friedensschluß mit dem für Österreich vernichtenden Diktat von St. Germain trennte das Sudetenland von der neuen Republik Österreich. War damit keineswegs der großdeutsche Gedanke im Sudetenland vernichtet, so war es doch ein schwerer Schlag für das übrige Österreich, wo gerade jetzt die DNAP, die besten Ansätze zu einer machtvollen Bewegung gezeigt hatte, die aber nun durch die neu-geschaffene Lage wieder vollkommen zerstört waren.

Wohl war in Österreich der großdeutsche Gedanke auch noch durch andere Körperschaften vertreten. Es war ja nicht so, daß durch die Abtrennung des Sudetenlandes und damit der DNAP, auch die Idee aus Österreich verschwunden wäre. Sie war zwar nicht von allen Parteiorganisationen ins Programm aufgenommen worden, vielmehr saß sie in den „radikalsten Flügeln“ der einzelnen Gruppen.

Nur eine Partei noch hatte gleich der DNAP, den Anschlußgedanken auf ihre Fahne geschrieben, das war die „Großdeutsche Volkspartei“.

Es ist sehr schwer, über diese Partei ein abschließendes Urteil zu fällen. Die zweifellos vielen guten Seiten, die sie hatte, werden andererseits durch das Auftreten übermäßig ausgeprägter parlamentarisch-demokratischer Schwächen übelster Art schwer belastet.

Hervorgegangen ist sie aus den verschiedenen deutschnationalen Richtungen der alten Monarchie, deren Restbestände zu einer

einigen Partei zusammengeschmolzt wurden. Und sie war im neuen Österreich immerhin die drittstärkste Partei nach den Sozialdemokraten und Christlichsozialen.

Ihrer Abstammung von den alten deutschnationalen Gruppen entsprechend hatte sie aber nicht nur deren Ideale, sondern leider auch deren Fehler als Erbe übernommen. Sie war und blieb, trotz ihres Namens „Großdeutsche Volkspartei“, immer nur eine Interessenvertretung gewisser Berufsgruppen, in deren materiellen Zufriedenstellung sie letzten Endes ihre ganze Aufgabe erblickte, sich zur Erreichung dieses Zieles oft in verschiedene Paketeilen und politischen Schacher einließ und den großdeutschen Gedanken zwar nach außen hin begeistert vertrat, aber nichts Entscheidendes zur Verwirklichung dieses Ideals tat. Vielleicht ist dies aus der Zusammenfügung ihrer Anhängerschaft, die sich fast ausschließlich aus dem österreichischen mittleren Beamtentum zusammensetzte, zu erklären. Denn der österreichische Beamte war, im Gegensatz zu seinem reichsdeutschen Kollegen, zweifellos ein besonderer Typ, dem jede politische Aktivität fehlte, der seine ganze Lebensaufgabe in der Erfüllung seiner Berufspflichten erblickte und diesen Berufspflichten mit einer übersteigerten Genauigkeit nachkam, die zur Ausbildung des berühmten „österreichischen Amtschimmels“ führte. Es ist der Typ des grundehrlichen, österreichischen Staatsdieners, wie er durch Generationen hochgezüchtet wurde, mit all seinen Licht- und Schattenseiten.

Und aus diesen Kreisen der Bevölkerung setzte sich natürlich auch die Führung der Großdeutschen Volkspartei zusammen. Es waren dies die Politiker im Nachkriegsösterreich, deren Namen durch keine irgendwelche dunklen Geschichten besleckt waren, wie wir es sonst bei den Führern aller anderen Parteien gewohnt waren. Ihr persönlicher Ruf war makellos, und diese Anerkennung mußten ihnen selbst ihre Gegenspieler, die Sozialdemokraten wie die Christlichsozialen, leisten. Und sie konnten diese Anerkennung ohne Gefahr leisten, da ihnen in den Großdeutschen nie ein ernstlicher Gegner erwachsen war. Die Großdeutschen hatten gar nicht den Ehrgeiz, eine Massenbewegung zu werden, sie beschränkten sich vollkommen auf eine gewisse Standesgruppe. Zur Massenbewegung fehlte ihnen wohl auch der notwendige Radikalismus, der im Entscheidungskampf mit der übermächtigen Sozialdemokratie und den hintertriebenen Methoden der den politischen Katholizismus verkörpernden Christlichsozialen Partei unumgänglich notwendig gewesen wäre.

Und welche Gelegenheiten hätte gerade die Großdeutsche Volkspartei gehabt! Ihr standen sämtliche deutschgesinnten Turnerverbände Österreichs nahe, und deren Führerschaft gehörte dieser Partei an. Man hatte also einen Großteil der national eingestellten deutsch-österreichischen Jugend in mehr oder weniger parteieigenen Organisationen, man ließ aber dieses kostbare Gut unbearbeitet brachliegen.

Diese mit den höchsten Idealen ausgestattete Jugend, die sich danach sehnte, Taten zu vollbringen, sie wurde sich selbst überlassen, statt daß man ihr hätte eine gediegene politische, vor allem aber wehrpolitische Ausbildung angedeihen lassen, wie es z. B. die Sozialdemokraten so glänzend verstanden haben. Die ganze Arbeit in den verschiedenen Turnvereinen erschöpfte sich letzten Endes in einem überalterten Turnbetrieb, und die politische Schulung kam nie über die Lebensgeschichte des Turnvaters Jahn und der Urburschenschaften hinaus. Es war klar, daß man mit diesen romantischen Schwärmereien um ein Großdeutschland nie im harten politischen Kampfe bestehen konnte. — Die Partei war der Sammelplatz einer Unzahl der besten Idealisten, denen aber allen die

Erfahrungen der Strafe fehlten. Deshalb ist sie auch nie in die Breite des österreichischen Volkes gedrungen.

Da sich ihre Anhängerschaft hauptsächlich aus den Beamten zusammensetzte, blieben ihre Mandate im österreichischen Parlament auch lange Zeit von jedem politischen Kampf unberührt. Erst der Nationalsozialismus mit seinen jungen, vollkommen neuen Theorien konnte hier eine Wandlung vollziehen und hat ihr im Jahre 1933 schließlich den Todesstoß versetzt, indem fast ihre gesamte Wählerschaft zum Nationalsozialismus übergeschwenkt war.

Saben wir nun die wichtigsten Parteien Österreichs, die als Träger des großdeutschen Gedankens in Erscheinung traten, kennen gelernt, müssen wir uns auch kurz mit jenen Parteien befassen, die letztlich als Gegner dieser Idee zu bezeichnen sind. Es sind dies die Christlichsozialen und die Sozialdemokraten.

Die Christlichsozialen fanden sich in einer Partei, die bei ihrer Gründung in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts etwas ganz anderes auf die Fahne geschrieben hatte, als sie in den späteren Jahren vertrat. Es hat wohl noch nie bei einer politischen Partei ein derartig krasser Gesinnungswandel stattgefunden. Daß sie trotzdem ihre Anhänger behielt, ja sogar vermehrte, lag einzig in der überragenden Führerpersönlichkeit ihres Gründers Dr. Karl Lueger.

Lueger erschien als junger, äußerst temperamentvoller Politiker zu einer Zeit in der politischen Öffentlichkeit, als die alten, noch aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stammenden Parteien bereits im Absterben begriffen waren; und Lueger hatte vor allem die heiße Leidenschaftlichkeit und das Gefühl für die Masse. Mit einem fanatischen Radikalismus stürmte er gegen alles Alte, gedeckt durch das Wiener Kleinbürger- und das alpenländische Bauerntum. Seine Partei war sozusagen die Verkörperung des österreichischen Mittelstandes. Er fühlte sich zweifellos als Deutscher, und wir erinnern uns der schönen Worte, die ihm der Führer gewidmet hat; aber der großdeutsche Gedanke war ihm durchaus fremd. Und diese Fremdheit der großdeutschen Idee wandelte sich nach dem Ableben Luegers innerhalb der Christlichsozialen Partei, die bereits ihren Charakter als aufwärtsstürmende, radikal antisemitische und auch antiklerikale Partei längst abgestreift hatte, geradezu in einen erbitterten Kampf gegen alles großdeutsche Empfinden. Die Christlichsozialen hatten ihre ursprünglichen Ideale des Kleinbürgertums vollkommen über Bord geworfen, man hatte Anschluß an den Hochadel gesucht und gefunden und vor allem hatte man sich ganz dem hohen Klerus verschrieben. Aus der Arbeiter-, Bauern- und Kleinbürgerpartei wurde die konservative, kirchlich gesinnte, kaisertreue Staatspartei, die, dem politischen Katholizismus verfallen, alles ablehnte und bekämpfte, was großdeutsches Gedankengut in sich trug. Man betrachtete das protestantische Norddeutschland mit einer gewissen Abneigung als etwaiger Partner staatlicher Gemeinshaft. Man fühlte sich als Deutsche, wollte aber doch auf seine Eigenstaatlichkeit nicht verzichten. Es war letzten Endes damals schon das vertreten, was dann später zur Gründung der „Vaterländischen Front“ und damit zum Entscheidungskampf mit dem Nationalsozialismus geführt hatte.

Der zweite große Gegner des großdeutschen Gedankens war die Sozialdemokratie, die größte Partei Deutsch-Österreichs, die jedoch zeitweise in ihrer Haltung nicht ganz einig war. Grundsätzlich international, wie die katholische Kirche, schien ihr in der österreichisch-ungarischen Monarchie der nationale Gedanke eine feindliche Kraft zu sein und der über-

nationale Zabsburgerstaat schon aus rein wirtschaftlichen Gründen nationalen Kleinstaaten vorzuziehen. Das ergab ein seltsames Bündnis der Partei der internationalen Revolution mit dem ältesten Staatsgebilde Europas. Auch war ihr Internationalismus damals noch nicht gleichzusetzen mit der radikalen, bolschewistischen Zertrümmerung jeder nationalen Eigenart und Selbstbewußtseins, wie wir ihn aus unserer Zeit kennen. Die Sozialdemokratie in der österreichisch-ungarischen Monarchie war vielmehr ein rosaroter Abklatsch der marxistischen Lehre, die im Grunde doch noch ein gutes Stück Deutschtum bewahrte. Saben doch selbst führende Sozialdemokraten, wie Pernerstorfer, bei der Aufstellung des „Linzer Programms“ von Schönerer, das eine Besserstellung der Deutschen im Völkergemisch der Monarchie wollte, mitgeholfen. Der deutsch-österreichische Arbeiter hätte damals auch noch wenig Verständnis dafür gehabt, sein Volkstum gering zu schätzen oder gar abzulehnen. Dazu war er noch viel zu wenig von der in den Nachkriegsjahren die Führung der Partei übernehmenden Judenschaft verhezt.

Schwankend, wie die Sozialdemokratische Partei von jeher in der Wahl der Mittel zur Erreichung ihrer politischen Ziele war, kam dann sogar eine Zeit, wo sie selbst den großdeutschen Gedanken aufs energischste vertrat. Dies war in den ersten Nachkriegsjahren der Fall. — Die Friedensdiktate hatten wohl auch den österreichischen, so wie den reichsdeutschen Sozialdemokraten langsam die Augen geöffnet und sie erkennen lassen, daß es doch nicht so weit her sein muß mit dem völkerverbindenden Marxismus und den anderen internationalen Idealen. Denn die eigenen Genossen in den Westmächten hatten ja Deutschland und Österreich diese vernichtenden Diktate aufgezwungen. Es war daher, besonders in den ersten Nachkriegsjahren, in Österreich ein starkes Nachlassen des internationalen Geschreies bemerkbar. Dafür lehnte man sich um so nachdrücklicher an das Reich an, in dem ja auch die Sozialdemokratie am Ruder war. Wir finden hier wohl die merkwürdigste Erscheinung des großdeutschen Gedankens, denn nicht nationale Erwägungen waren es, die Völker gleichen Blutes in einem gemeinsamen Staate wissen wollten, sondern rein parteipolitische Überlegungen. Nur, um die eigene Macht auszudehnen, vertrat man innerhalb der Sozialdemokratischen Partei jahrelang den Anschlußgedanken. Diese Bestrebungen ließ man auch sofort fallen, als die Genossen im Reich die Führung im Staate abgeben mußten. Wendig, wie die sozialdemokratische Führung und ihre Presse war, hatte man sich über Nacht mit der neuen Sachlage abgefunden und bekämpfte nun wieder genau so eifrig den Anschlußgedanken, wie man vorher für ihn eingetreten war.

Die merkwürdigste Stellung unter allen Parteien nahm aber doch die „Heimbewegung“ ein. In den Anfängen ihrer Entwicklung war diese Bewegung eine durchaus begrüßenswerte Erscheinung gewesen. Entstanden ist sie aus den bäuerlichen Selbstschutzorganisationen, wie dem „Kärntner Heimatschutz“, dem „Untersteirischen Bauernkommando“ und dem „Steirischen Heimatschutz“, die in den ersten Nachkriegsjahren zum Schutze der Heimat gegen fremde Übergriffe gegründet worden waren. Diesen Formationen, die in den Kärntner und Steirischen Freiheitskämpfen der Jahre 1919 und 1920 ihre ersten Blutopfer gebracht hatten, war einzig und allein das Verbleiben von Kärnten und eines großen Teiles der Steiermark bei Österreich zu danken.

In den folgenden Jahren, als die Gefahren fremder Übergriffe zwar nicht mehr bestanden, da die Lage in Europa doch schon eine stabilere geworden war, traten aber für das schwer kämpfende alpenländische Bauerntum andere Ge-

fahren auf. Die sozialdemokratische Regierung Österreichs hatte Wien zu einer Hochburg der Roten gemacht. Das alte deutsche Wien hatte in kürzester Zeit ein völlig anderes Gesicht bekommen. — Ostjuden aus dem eben abgetrennten Galizien kamen zügewise nach Wien, bekamen hier durch die rote Regierung das Heimatrecht, verpesteten die Luft und schändeten den Ruf dieser schönsten deutschen Stadt.

Dazu kam noch eine Erscheinung, die man in der Monarchie gar nicht gekannt hatte: das Großstadtproletariat. — Es wurde bei jedem Anlaß mobilisiert und mit den gemeinsten Mitteln verhegt, um dann in diesem Zustand von den jüdischen Führern zur Erreichung ihrer Ziele eingesetzt zu werden. Damals wurde die Politik auf die Strafe verlegt.

Der im Grunde konservative österreichische Bauer, dem seine Familie, die von den Vätern ererbte Scholle, Religion, Sitte und Brauchtum alles bedeutet, hatte naturgemäß für diese neue Art von Sozialismus wenig Verständnis und stand allem, was von Wien her kam, zurückhaltend und ablehnend gegenüber. Der rote Terror aber, der sich überall, im Staatsdienst, im Heer, in der Exekutive, vor allem aber in der Privatwirtschaft austobte, ging nach dem damals auf sämtlichen Wiener Plakatsäulen angeschlagenen Grundsatz vor: „Und willst du nicht mein Bruder sein, so hau' ich dir den Schädel ein!“ — Und so zogen denn die roten Banden auch hinaus aufs Land, hetzten den landwirtschaftlichen Arbeiter gegen den Bauer, terrorisierten das Bauerntum und plünderten und stahlen, was ihnen gerade in die Hände fiel.

Und zur Abwehr dieser Übergriffe, gegen die seitens der roten Regierung nichts unternommen wurde, setzte nun wieder der bäuerliche Selbstschutz, wie er noch aus der Zeit der fremden Abwehrkämpfe bestand, ein. Die „Heimatwehr“ war soldatisch, zunächst noch völlig unparteilich und großdeutsch eingestellt und hatte nur den Kampf gegen den Marxismus zum Ziel. Sie wurde zum Sammelplatz aller antimarxistischen Kräfte in Österreich. — Die verschiedenen Erfolge, die sie gegen den roten Terror errungen hatte, ließ sie bald als begehrlichen Machtfaktor erscheinen, und die verschiedensten bürgerlichen Politiker begannen mit ihr zu liebäugeln. Diese „Heimatwehr“, die also unter so edlen Idealen entstanden war und der die aktivistische Jugend, besonders des bäuerlichen Alpenlandes, zuströmte, sie wurde in der Folgezeit geradezu zum Instrument des politischen Kuhhandels und litt zeitweilig schwer an den scharfen persönlichen Gegensätzen ihrer verschiedenen Führer. — Bereits im Frühjahr 1921 kam es zur Spaltung. Eine Gruppe gegenparteilich und nationalrevolutionärer Aktivisten sprengte die Heimatwehr und gründete den „Steirischen Heimatschutz“, der erbittert sowohl gegen Marxismus als auch gegen die bürgerlichen Kämpfer. Dieser neuentstandene Steirische Heimatschutz unter seinem Führer Dr. P f r i m e r trug bereits das Hakenkreuz und neben der weiß-grünen steirischen Fahne Schwarz-Weiß-Rot als Zeichen der gesamtdeutschen Einstellung. Seine nationalsozialistische Gesinnung war unverkennbar, und schon frühzeitig entstanden sehr enge Verbindungen mit der reichsdeutschen NSDAP., der er sich dann im April 1923 geschlossen unterstellte.

Die anderen Teile der Heimwehren, die unter den verschiedensten Führern in allen Bundesländern einen anderen Charakter hatten, blieben im Grunde doch noch ihrer großdeutschen Gesinnung lange treu, auch wenn sie im einzelnen der Einflußsphäre verschiedener bürgerlicher Politiker (die Tiroler Heimwehr stand besonders dem Bundeskanzler Dr. S e i p e l nahe) verfallen waren.

In dieser Zeit schloß sich den restlichen Heimwehren der

jugendliche, von Romantik erfüllte Fürst Ernst Rüdiger Starhemberg an, und es ist wohl erforderlich, auf diese „Erscheinung“ etwas näher einzugehen.

Starhemberg entstammte einem der ältesten oberösterreichischen Adelsgeschlechter (er hat allerdings nichts zu tun mit dem Türkenbefreier Starhemberg!), stand als Freiwilliger im Weltkrieg und kämpfte dann am Annaberg in Oberschlesien. Diese Tatsachen, sowie seine damals noch politische Sauberkeit (Starhemberg, der ja aus einer sehr begüterten Familie stammte, betrieb vorläufig die Politik nur als Sport) machten ihn bald zum Abgott vieler national gesinnter Kreise. Seine Popularität beherrschte bis zum Jahre 1930 die Studenten der Hochschulen ebenso wie die Altakademiker und die Jugend des Bürgertums. Die in seinen Reden stark betonte nationale, antimarxistische und antisemitische Note sowie die Vertretung nationalsozialistischer Prinzipien hatte ihm eine große Anhängerschaft gesichert. Von maßlosem Ehrgeiz getrieben, schuf er in seinem Heimatland Oberösterreich ganz aus eigenen Mitteln die Starhembergischen Jägerbataillone und erreichte es bald, daß ihm die gesamte Bundesführung über die Heimwehren (außer dem Steirischen Heimatschutz) übertragen wurde.

Und nun erst entpuppte sich der wahre Charakter dieses Mannes. Daß er ein maßloses, ausschweifendes und zügelloses Genußleben führte, das zwischen Kanonenruschen und wilden Orgien harmonisch wechselte, hätte man ihm vielleicht noch verziehen. Aber Starhemberg zeigte überdies auch noch sämtliche andere schlechten Charaktereigenschaften, die ein Mensch nur haben kann. Er war unaufrichtig, verlogen, treu- und wortbrüchig seinen besten Freunden und Befährten gegenüber. Starhemberg hat alle seine politischen Abmachungen und Versprechungen mit Handschlag bekräftigt, er hat nur so herumgeworfen mit seinem fürstlichen Ehrenwort und hat es nicht ein einziges Mal gehalten! Bei einer steirischen Führertagung in Graz am 30. November 1930 verpflichtete sich der damals noch betont nationale Starhemberg ehrenwörtlich, für den Anschluß an Deutschland und gegen die Legitimisten einzutreten und versicherte weiter unter Ehrenwort, eine anti-christlich-soziale Regierung anzustreben. Doch schon damals opponierte sein eigener Stabschef K a u t e r öffentlich, da „jegliches Vertrauen in die Versicherungen Starhembergs fehle“. Wie sich Starhemberg vollkommen als Gesinnungslump entpuppte, zeigen deutlich die Gegenüberstellungen seiner Reden aus den Jahren 1930 und 1934.

1930 erklärte Starhemberg noch: „Über allem steht uns als höchstes Ziel der Zusammenschluß aller deutschen Stämme zu einem einigen, nationalen und sozialen, starken Deutschen Reiche. Wir sind uns bewusst, daß wir ein Teil des deutschen Volkes sind, wir wollen die alte Ostmark wieder deutsch machen, nur eine Vorstufe wird dies sein, bis ein großes Deutsches Reich entstehen wird, das Jahrtausende dauern wird.“

Nach der mißglückten nationalsozialistischen Erhebung im Jahre 1934 erklärte aber der damalige Vizekanzler Starhemberg bereits: „Österreich hat die Kraft aufgebracht, gegen den Ansturm eines 60-Millionen-Reiches Widerstand zu leisten; für uns muß dieses Österreich unabhängig sein und selbständig, auch dann noch, wenn man in Berlin vielleicht die Macht hätte, den Anschluß Österreichs an Deutschland durchzuführen. Für uns gibt es keinen Anschluß, weil wir wissen, daß der Anschluß nichts anderes bedeutet, als Österreich zu einer Kolonie von Preußen-Berlin zu degradieren.“

Mit der Charakterlosigkeit ihrer Führerschaft waren die Heimwehren von selbst gerichtet.

Wir haben nun durch eine kurze Charakteristik der einzelnen Parteien kennengelernt, wie sich die verschiedenen Bevölkerungsschichten zum großdeutschen Gedanken eingestellt haben. Das Bild des Deutschtums in Österreich wäre aber unvollständig, wenn man nicht auch jener Oberschicht in der österreichisch-ungarischen Monarchie gedächte, die sich wohl auch als Deutsche fühlten, in Wirklichkeit aber doch aus dem Rahmen gefallene Nur-Österreicher waren.

Das war in erster Linie der Hochadel, die stärkste Stütze des Habsburgerthrones. Seine politische Haltung war meist an keine Partei gebunden, aber durch unbedingte Hingabe an Kaiserhaus und Reich sowie innerliche Bindung an die katholische Kirche und ein latentes Gefühl des Deutschtums, das er in seiner besten Form zu verkörpern glaubte, gekennzeichnet. Aus diesen Einstellungen heraus kam für diese Kreise in erster Linie Österreich und die Erhaltung seiner konservativen, auf Adel und Kirche beruhenden Form.

Wir haben diese Schicht der österreichischen Bevölkerung nur der Vollständigkeit halber gestreift. Politisch war sie ja sowohl in ihrer Zahl als auch in ihrer Schlagkraft nicht sehr bemerkenswert.

So sehen wir also, daß der großdeutsche Gedanke im Grunde genommen in der Breite des österreichischen Volkes immer und überall vorhanden war und nur nicht immer klar zum Vorschein kommen konnte. Ein Beweis dafür, daß das österreichische Volk den Anschlußgedanken in der Tiefe seines Herzens stets wachgehalten und nur zeitweise von den verschiedenen Parteizielen überschatten ließ, war die Gründungsitzung der österreichischen Nationalversammlung in der neugeschaffenen Republik. Gerade hatte das Deutsche Reich die Waffen aus der Hand gelegt und mit der Annahme der Waffenstillstandsbedingungen des Marschall Foch sich seinen Feinden ergeben, also ein Augenblick, wo jede verstandesmäßige Klugheit geraten hätte, seinen Weg von dem des in allen Fugen frachenden und schwerster Not entgegengehenden Reiches getrennt zu halten. Da aber, gerade in dieser schwersten Stunde, brach elementar die Treue des Deutsch-Österreichers zu seinem Volke durch. Die Nationalversammlung, die am 12. November 1918 die republikanische Staatsform für Deutsch-Österreich beschloß, fügte dieser Festlegung einstimmig das Staatsgrundgesetz hinzu: „Deutsch-Österreich ist ein Bestandteil der Deutschen Republik.“ Dieser Beschluß konnte durch das Verbot der Siegermächte nie zur Tatsache werden, er stand aber bald leuchtend, bald verdunkelt als Leitmotiv über dem Weg des neuen Staates und in den Herzen seiner Bewohner.

Mit bewunderungswürdiger Zähigkeit wurde dieser anscheinend aussichtslose Kampf um den Anschlußgedanken weitergeführt. Und fast wäre dieser Kampf im Jahre 1931 von Erfolg gekrönt gewesen. In Österreich hatte nach verschiedenen Regierungsexperimenten das Kabinett Ender-Schober die Staatsführung übernommen. Die Politik dieser Regierung war gekennzeichnet durch die Persönlichkeit des Außenministers Dr. Johannes Schober, eines äußerst tüchtigen, in vielen schwierigen Situationen erprobten Mannes, dessen gesamtdeutsches Fühlen und Denken sowohl in Österreich als auch im Reich bekannt war. Dr. Schober glaubte nun, daß die Zeit reif sei, den Anschlußgedanken teilweise zu verwirklichen, vorerst wenigstens auf wirtschaftlichem Gebiet. Die Verhandlungen zu einer Zollunion waren zwischen Dr. Schober und dem deutschen Reichsaußenminister Dr. Curtius bereits abgeschlossen, da erfolgte das geschlossene Eingreifen der Garantiestaaten des Friedensvertrages sowie der Kleinen Entente, die mit Argusaugen darüber wachten und alles ver-

hinderten, was zu einem Zusammenschluß der Deutschen führen könnte. Noch vor dem Abschluß der Zollunion wurde die ganze Angelegenheit vor das Haager Schiedsgericht zitiert, wo man den beiden „Angeklagten“ das Zusammengehen auf wirtschaftlichem Gebiet einfach verbot. Bezeichnend für diesen Schiedsspruch war es, daß das „Urteil“ bloß mit einer Stimme Mehrheit gefällt wurde. Bei dieser Mehrheit war die Stimme Paraguays ausschlaggebend, also eines Staates, der bestimmt regstes Interesse an der mitteleuropäischen Politik haben konnte! Doch die Wut über das Wagnis, überhaupt den Anschlußgedanken wieder propagiert zu haben, war durch diesen Schiedsspruch noch nicht gedämpft. Als besondere Strafmaßnahme der westlichen Demokratien und deren jüdischen Finanzgrößen (Rothschild u. a.) wurde nun der Schlag gegen das größte österreichische Bankunternehmen, die „Österreichische Creditanstalt für Handel, Gewerbe und Industrie“, geführt, was zum Zusammenbruch dieses Mammut-Institutes führte und damit Österreich wirtschaftlich schwer schädigte. Und man ruhete nicht früher, bis die Regierung mit ihrem unliebsamen Außenminister abgedankt hatte. Damit war nun auch dieser bedeutsame Schritt zu einem Anschluß zunichte gemacht.

Die entscheidende Entwicklung brachte erst die „Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei“! Ihr lagen von Anfang an ganz andere Voraussetzungen zugrunde als den Parteien, die wir bisher kennengelernt haben.

Sie machte nicht den Fehler der Großdeutschen Volkspartei, sich nur auf eine bestimmte Bevölkerungsschicht zu beschränken, sondern faßte von Anfang an, wie die NSDAP. im Reich, der sie sich im Jahre 1926 anschloß und der Führung Adolf Hitlers unterstellte, alle schaffenden, deutschgesinnten Österreicher zusammen. Hervorgegangen war sie aus den Restbeständen der obengenannten DÖSP., deren Haupttätigkeitsfeld im Sudetenland gelegen war und die erst zu Kriegsende auch stärker auf das übrige Österreich übergreifen hatte. Und demgemäß lautete ihr offizieller Name auch bis zum Jahre 1926 DÖSPö.: „Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei Österreichs“.

Nur mit einer geringen Anhängerschaft, ohne Rückendeckung im Volk, ohne Geld und ohne Presse, führte sie eigentlich bis herauf zum Jahre 1930 ein recht bescheidenes Dasein, das sich hauptsächlich in Wien und einigen steirischen und kärntnerischen Stützpunkten abspielte. Ja, ein Großteil der österreichischen Bevölkerung wußte überhaupt lange nichts von ihrer Existenz, da sie von einem Teil der Presse als unbedeutend übergangen, vom anderen Teil aber bewußt totgeschwiegen wurde, und eine eigene, schlagkräftige Zeitung besaß man eben noch nicht.

Ihre Wehrformation, der „Vaterländische Schutzbund“ unter der Führung Reischny, die der SA. im Reich gleichzustellen war und später in ihr aufging, schlug sich in einem wahrhaft heldenmütigen, aber auch aussichtslosen Kampf mit der übermächtigen Sozialdemokratie und dem die Straße beherrschenden Kommunismus.

Es ist bezeichnend für die Partei, daß sie im österreichischen Nationalrat nie ein Mandat erringen konnte und erst im Jahre 1932 mit einigen Mandaten in den Bundesrat einzog. Schuld an dieser Lage war einzig und allein die Heimwehrbewegung. Denn alles, was in Österreich national eingestellt und nicht gerade standesmäßig der Großdeutschen Volkspartei angehörte, stand schon durch Jahre hindurch im Lager der Heimwehr, die ja bis zum Jahre 1930 antisemitisch, antimarxistisch, antiklerikal, großdeutsch und nationalsozialistisch

eingestellt war und überdies noch eine ruhmreiche Tradition aus der Zeit der Kärntner und Steirischen Abwehrkämpfe bewahrte. Da die Heimwehren damals also noch dieselben Ideen vertraten, die die NSDAP. im Reich verkündete, ist es klar, daß sie als vollwertiger Ersatz dieser galt und die österreichische NSDAP. lange nicht groß werden konnte.

Die Wendung trat erst in den Jahren 1930/31 ein, als die österreichische Bevölkerung, die ein feines Empfinden für solche Dinge zeigt, den Versicherungen Starhembergs und seiner Heimwehrbewegung mit mangelndem Glauben und Vertrauen begegnete. Von jetzt ab begann ein geradezu großartiger Aufstieg der NSDAP.

Dieselben gesunden, urwüchsigen Bauernkräfte der Alpenländer, die vorher in den Heimwehren marschierten, erkannten, daß sie von diesen verraten und verkauft worden waren und strömten nun in die Reihen der NSDAP. und ihrer Formationen, der SA. und H.

Besonders Steiermark und Kärnten, deren Bevölkerung von Natur aus heißes Blut in den Adern hat, leichtlebig, lebensbejahend, mutig und kampfesfreudig ist, überdies als Grenzvolk, weit entfernt von der Zentralregierung, im steten Volkstumskampf mit den anderen Nationen stand, diese beiden Länder wurden in kürzester Zeit durch und durch nationalsozialistisch.

In Wien selbst, das bis zum Jahre 1934 eine unbestreitbare Hochburg der Sozialdemokratie war und deren Fall die roten als gänzlich unmöglich betrachteten, griff die Bewegung in den Jahren nach 1931 rasch um sich, was besonders dem damaligen Wiener Gauleiter Frauenfeld zuzuschreiben ist.

Und so sehen wir die NSDAP. in ganz Österreich immer stärker werden, bis jener für die damaligen Verhältnisse und die Kürze der eigenen Aktivität beispiellose Wahlerfolg vom 24. April 1933 eintrat. Die Nationalsozialisten hatten in der bedeutungsvollen Wahl zum Wiener Landtag und Gemeinderat auf einen Schlag 15 Mandate gewonnen. Dieses Wahlergebnis bezeugte schlaglichtartig die unerhörten Veränderungen in der Zusammensetzung der Wählerschaft. Die Sozialdemokraten hielten zwar bei kleinen Einbußen dem nationalsozialistischen Ansturm noch stand. Dagegen gingen die bürgerlichen Mittelparteien völlig dezimiert aus dem Wahlgang hervor. Überraschend aber war auch die geringe Widerstandskraft des politischen Katholizismus, der, repräsentiert durch die Christlichsoziale Partei, besonders in Wien vernichtend geschlagen wurde.

Ermutigt durch die Niederlage der Christlichsozialen stellten die Sozialdemokraten im Parlament, wo die Nationalsozialisten noch kein Mandat besaßen und die nächste Wahl erst im Jahre 1934 stattfinden sollte, den Antrag auf Auflösung des Nationalrates und Ausschreibung von sofortigen Neuwahlen, weil sie sich durch ein solches Manöver die Stärkung der eigenen Position auf Kosten der Christlichsozialen versprachen. Die christlichsoziale Regierung besaß gegen diesen Antrag keine zureichende Mehrheit, da ihr damals die Heimwehren noch nicht ganz angehörten. Um Zeit zu gewinnen für die Verhandlungen mit den Heimwehren, demissionierte der damalige christlich-soziale Bundeskanzler Dr. B u r e s c h, wodurch automatisch die Abstimmungen über die Auflösungsanträge aussetzten.

In der Zwischenzeit wurden seitens der Christlichsozialen, bei denen es jetzt um Sein oder Nichtsein ging, eifrige Verhandlungen mit den Heimwehren Starhembergs geführt und ihnen in der nun kommenden Regierung Dr. Dollfuß eine große Rolle zugeteilt.

Der inzwischen im Reich zur Macht gekommene Nationalsozialismus wirkte natürlich moralisch stark auf Österreich und es ging mit Riesenschritten unaufhaltsam vorwärts. Die Landesleitung kam den vielen Mitgliedsaufnahmen gar nicht nach.

In der österreichischen Regierung, aber auch bei den anderen im Parlamente sitzenden Parteien herrschte eine äußerst gereizte Stimmung, und nur so sind die Ereignisse, die zum 4. März 1933 und damit zur Diktatur in Österreich führten, zu erklären. Nach einer Debatte über einen Streik bei den Bundesbahnen und über die Maßnahmen, die die Regierung gegen die Streikenden unternommen hatte, entstand in offener Parlamentsitzung ein Zwist über einen vertauschten Stimmentzettel, der zur aufeinanderfolgenden Demission der drei Präsidenten Dr. Kenner, Dr. Kamek und Dr. Straffner führte. Da die Geschäftsordnung für diesen Fall keinen Weg vorsah, wie die unterbrochene Nationalratsitzung geschlossen werden könnte, sprach die Regierung von der „Selbstauschaltung des Parlaments“.

Bald sahen auch die einzelnen Parteien ihre Kopflosigkeit ein, aber es war bereits zu spät. Der letzte Präsident Dr. Straffner versuchte noch am 15. März die Wiederaufnahme der abgebrochenen Sitzung, die aber bereits mit Polizeigewalt verhindert wurde.

Und nun begann Dollfuß, der auf Kosten der katholischen Kirche studiert hatte und zeitlebens von ihr gehoben und geschoben wurde, seine an Wahnsinn gleichende Gewalt Herrschaft über Österreich.

Gestützt auf Heer und Gendarmerie, die durch Jahrzehnte schon ein Hort der Christlichsozialen Partei waren, und gestützt auf die mit Versprechungen und tatsächlichen Geschenken überreich bedachten Heimwehren Starhembergs wurde zunächst der Schlag gegen die Sozialdemokraten ausgeführt, die sich das vorläufig schweigend gefallen ließen, da ihnen das Dollfuß-Regime doch noch tragbarer erschien als ein etwaiger Anschluß an das nationalsozialistische Deutsche Reich. — Und bald darauf, am 19. Juni 1933, erfolgte die Auflösung der NSDAP. und all ihrer Gliederungen. Als äußerst fadenscheinige, rechtliche Grundlage hatte die Regierung geradezu bei den Saaren ein kriegswirtschaftliches Ermächtigungsgesetz aus dem Jahre 1917 für all ihre Sandlungen herangezogen.

Die bedeutendsten Rechtslehrer des In- und Auslandes haben über dieses Ermächtigungsgesetz geschrieben und einstimmig die Verfassungswidrigkeit der Regierung nachgewiesen.

Aber Dollfuß und seine dunklen Hintermänner als Auftraggeber hatten einmal Blut gerochen und ließen nicht mehr nach. — Der Gegensatz zum Reich verschärfte sich von Tag zu Tag, die ersten Verhaftungen und Verurteilungen fanden statt, die ersten Parteigenossen flüchteten ins Reich und gründeten hier die sogenannte „Österreichische Legion“ unter Führung K e s c h n y. Die Legion war eine kasernierte Truppe, die, äußerst streng geführt, nur die eine Zielsetzung, die Wiedereroberung der Heimat kannte. Von einzigartigem Geist befeelt, in Ausbildung und Haltung unübertreffbar, eine Auslese des österreichischen Nationalsozialismus, war sie nach den Aussagen ausländischer Journalisten die beste Truppe der Welt.

In der Heimat ging inzwischen der Kampf unentwegt weiter. Die Gefängnisse waren überfüllt; im Jahre 1934 nahm die Wiener Staatspolizei allein 19 090 Verhaftungen und 46 582 Hausdurchsuchungen vor. Die Zahl der aus dem Staatsdienst, aber auch aus den Privatbetrieben Entlassenen, womit tausende Familien ihr Brot verloren, war kaum

abzuschätzen. Unfägliches Elend erfüllte ganz Österreich, aber noch hielt das Volk den Kopf hoch, noch glaubte man, es könnte doch nur noch wenige Monate dauern.

Der Verkehr mit Deutschland war inzwischen ganz unterbunden worden. Das Reich hatte mit der äußerst wirksamen Antwort der 1000-M. Sperre auf all diese Gehässigkeiten reagiert. Dies war für das auf den reichsdeutschen Fremdenverkehr stark angewiesene Österreich ein schwerer Schlag, unter dem selbstverständlich auch die nationalsozialistische Bevölkerung zu leiden hatte, die ihn aber doch freudig begrüßte als Schlag gegen Dollfuß.

Und gerade jetzt ging die illegale NSDAP. mit einer neuen Kampfmethode vor. Es wurden innerhalb der verbotenen SA. und *W* Terrortrupps gebildet, die in ganz Österreich planmäßig durch Sprengstoffattentate einerseits öffentliches Gut zerstörten, andererseits dadurch die täglichen lügenhaften Behauptungen der Regierung in Presse und Rundfunk, daß es „nämlich keine Nationalsozialisten gäbe und es sich nur um eine Handvoll Unentwegter handle“, aufs schlagendste widerlegten. Es war die Zeit, wo jeden Tag etwas passierte, wo jeden Tag etwas explodierte und in die Luft flog, die der Regierung die Nerven ruinierte und ihr Millionen Schillinge für die Aufwendung der Exekutive kostete. In der Nacht ging man hinaus in den Wiener Wald, wo die SA. in kleinen Gruppen zu 3 bis 5 Mann Appelle abhielt. Dabei wurden die Wege mit gestanzten Hakenkreuzen bestreut, und Hakenkreuze wurden an alle nur erdenklichen Stellen gemalt. So wurde der Öffentlichkeit klar vor Augen geführt, daß der Nationalsozialismus noch lebe und den Kampf nicht aufgab. — Es gab ein gutorganisiertes, illegales Schrifttum, das von Hand zu Hand ging und die Parteigenossen immer wieder aufrüttelte.

Der Österreicher lernte in dieser Zeit auch eine Eigenschaft, die er vorher nicht gekannt hatte: nämlich zu schweigen wie das Grab. Der politische Kampf hatte ja solche Formen angenommen und die Gemüter so erhitzt, daß er nicht einmal mehr vor der Familie Halt machte. Es kam vor, daß ein Bruder den anderen ins Gefängnis brachte oder der Vater den Sohn, wenn sie politische Gegner waren, der Polizei auslieferte.

Die Verhältnisse wurden immer untragbarer und im ganzen Volk waren schwere Gärungen bemerkbar. Das verhängnisvolle Jahr 1934 begann mit einem Putsch der Sozialdemokraten, der in der blutigsten Form von der Regierung unterdrückt wurde. Damals leistete sich die Regierung die traurige „Zeldentat“, mit Kanonen gegen die Wiener Arbeiterwohnungen zu schießen. — Der Nationalsozialismus behielt in diesen Tagen vollkommene Ruhe, bereitete aber im geheimen eine gewaltsame Entfernung der Regierung vor. Im Sommer 1934 kam es dann zum Juli-Putsch, in dessen Verlauf Dollfuß von unbekannter Hand erschossen wurde. Ganz Österreich war in Aufruhr, und in der Steiermark und Kärnten dauerten die Kämpfe der Nationalsozialisten gegen das eingesezte Bundesheer tagelang und forderten ungezählte Tote.

Der Putsch brach in sich zusammen, alle Hoffnungen begrabend. Das Deutsche Reich, das selbst noch keine Wehrmacht besaß, konnte in dieser entscheidenden Stunde den bedrängten Brüdern nicht zu Hilfe kommen. Dreizehn Putschisten wurden zum Tode durch den Strang verurteilt und hingerichtet, tausende andere auf Jahre eingesperrt, viele flüchteten ins Reich. In Kärnten und in der Steiermark gab es ganze Ortschaften, die vollkommen ausgestorben waren, da ihre Bevölkerung entweder im Kampfe gefallen war oder eingesperrt hinter Gittern saß und der Rest aus dem Lande geflohen war.

Die nun folgende Regierung Dr. Schuschnigg trieb es noch ärger! Schuschnigg, der typische Jesuitenschüler, stellte seine Außenpolitik ganz in den Dienst fremder Mächte und seine Innenpolitik in den Dienst des politischen Katholizismus. Die von Dollfuß gegründete „Vaterländische Front“ (VF.) wurde zur alleinigen, ganz Österreich umfassenden Zwangsorganisation, und die „Aktio Katholica“ besorgte die kulturellen Aufgaben des neuen Staates in ihrem Sinne.

In einer geradezu wahnsinnigen Politik zerstörte die Regierung alles, was Österreich noch an politischen, kulturellen, industriellen und sonstigen wirtschaftlichen Werten besaß.

Es erübrigt sich wohl über die letzten Ereignisse, die dann zur Befreiung der Ostmark führten, zu sprechen; sie sind noch zu stark in unserer Erinnerung wach.

Man muß die gläubigen Augen der nach Tausenden zählenden Menschen gesehen haben, die wie zu einem Gott auf den Führer blickten, als er in einem unbeschreiblichen Triumphzug, wie ihn in der Geschichte wohl noch kein Kaiser oder König hatte, in Wien einzog!

Es ist bezeichnend für uns, daß wir noch zu sehr in den Ereignissen drinnen stehen, um sie ganz einschätzen zu können. Es ist heute bereits wieder eine Selbstverständlichkeit, daß es ein Protektorat Böhmen und Mähren gibt, daß die Memeldeutschen heimgekehrt sind, daß das Sudetenland befreit ist, von Österreich gar nicht mehr zu reden. Aber erst Generationen nach uns, die den notwendigen Gesamtüberblick haben werden, werden verstehen, was es für das deutsche Volk bedeutete, als der Führer am 15. März 1938 vom Balkon der Wiener Hofburg aus seine größte Vollzugsmeldung vor der Geschichte, nämlich die Heimkehr der alten Ostmark ins Reich, verkünden konnte.

Literatur:

- W. Andreas: „Die Wandlungen des großdeutschen Gedankens“, Berlin, Leipzig 1924.
— „Österreich und der Anschluß“, Berlin 1927; beide jetzt in:
— „Kämpfe um Volk und Reich“, Stuttgart, Berlin 1934.
S. v. Srbik: „Österreich in der deutschen Geschichte“, München 1936.
F. Winkler: „Die Diktatur in Österreich“, Zürich, Leipzig 1935.
O b s e r v a t o r: „Die Tragödie Österreich“, Genf 1934.

Josef Magnus Wehner:

Deutschland, Mutter der Völker!

Heiliges Vaterland! Deutschland! Mutter der Völker!

Denke ich deinen Namen, dann glüht mein Herz, und der Geist beginnt zu fliegen, weit über das Reich.
Alte Sagen steigen duftend empor, und die Zukunft wird ein Sturm der Liebe, noch keusch verhüllt,
doch stehen schon feurige Gestalten auf von frischem Adel, dir Unsterblichkeit zu rüsten.

Du junges Land, du Speicher der Kraft!

Im Norden steigt die stahlblaue Woge der See.

Nach Osten aber die andere See stillt alte Städte: Königsberg, Danzig.

Noch lebt, weit die Grenze hinab, der Hauber der alten Orden und Ritter, noch glüht die Donau strom-
ab, die Steppenfährte der Nibelunge, noch hängt im Süden um die Felsenstürze des Rosen-
gartens der kaiserliche Purpur des Abendlandes, und im Westen und Osten donnern die Hochöfen
der Heit und zittern die Bergwerke und blitzen die alten Ströme.

Wer will dich ausschöpfen, Land der Tiefe, du Abgrund ohne Ende?

Denn du kennst dich selbst noch nicht und hast dein Gesetz noch nicht gefunden.

Deine Meister stehen unter dem freien Himmel neben ihren Werken.

Sie leuchten jeder für sich und sind so reich: Nur das Auge eines Gotts sieht sie zu Sternbildern zusammen.

Dein Auge aber, Deutschland, durchfliegt die Welt und sucht die Grenze.

Du hast den Ton der Sphären gehört und fliegst ihm nach, und deine Heimat gilt dir oft nicht mehr
als eine Muschel am Meere.

Gott allein, der dir die Musik gab, wird die Sammlung gebieten und deinen Fittichen ein Ende deines
Schwärmens setzen, wenn er vor deinem Reichtum erschrickt.

Heute noch pressen dich die Völker.

Du bist ihnen die saftige Traube.

Sie lagern um dich und werfen ihre Würfel.

Sie schmähen dich, obwohl du sie nährst.

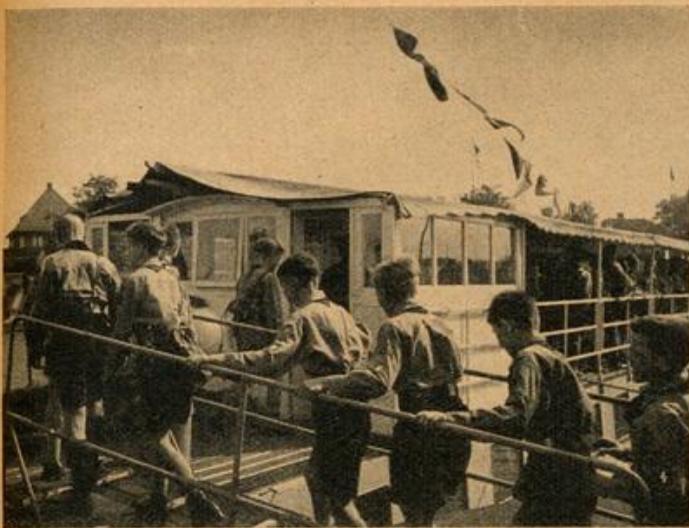
Einmal aber wirst du von dir selber trunken sein.

Dann wirst du aufspringen in Blitzen und sie nach Hause treten.

Du wirst die Welt neu ordnen, und unendliche Jahrhunderte werden dir anhangen, zahllos wie die
Nadeln der Föhre.

Heiliges Vaterland, Deutschland, Mutter der Völker!

(1933)



Heute geht's an Bord ...



Auf dem Rheine (Marauer Brücke).

Der Karlsruher Rheinhafen: Station auf der Großdeutschlandsfahrt des Schulheimschiffes „Hans Schemm“.

Auf seiner vierten Fahrt, die zur Großdeutschlandsfahrt 1939 werden soll, legte das Schulheimschiff „Hans Schemm“ am Freitag, dem 14. Juli, im Karlsruher Rheinhafen an, um eine Klasse Schwabennädel abzugeben und sie wieder in ihre Heimat zu schicken. Dafür sollte am folgenden Montag eine Bruchsaler Jungenkasse das Schiff zu einer achttägigen Rheinfahrt besteigen.

Vor Lehrern ist es unnötig, viel über Entstehung und Zweck dieser einzigartigen Einrichtung zu sagen. Wir wissen: das Schiff wurde im Jahre 1935 auf Anregung des ersten Reichswalters des NS-Lehrerbundes, dessen Name es auch trägt, gebaut und der deutschen Jugend geschenkt. Es kann alle deutschen Flüsse und Kanäle befahren und führt jedes Jahr auf seiner sommerlichen Fahrt deutsche Jungen und Mädchen durch das Reich.

Das Erleben, das Lehrer und Schüler in der Schönheit der deutschen Landschaft umschließt, macht bei Arbeit und Frohsinn dieses wirklich „glückhafte Schiff“ zu der ganz besonderen Form eines schwimmenden Landschulheimes. Mit seinem Genossen auf dem festen Lande hat es die schulische Aufgabe und die erzieherische Leistung gemein; Jahr für Jahr zieht es zu ihrer Erfüllung aus. So geht es von Wien über den Main, Neckar, Rhein, durch den Dortmund-Ems- und den Mittellandkanal zur Elbe ins Sudetenland und von da über Berlin zurück nach Hamburg. 20 verschiedene Gaue stellen die wechselnde Belegschaft, so daß am Ende

das Schiff über 1000 Schülern Heimat und Vermittler einer erlebnisreichen Fahrt geworden ist. Voller Erwartung standen am Montag morgen, dem 17. Juli, 55 Bruchsaler Pimpfe mit ihren beiden Lehrern vor dem wimpelgeschmückten Schiff im Nordbecken des Karlsruher Rheinhafens angetreten. Man sah es ihnen an, für viele bedeutete dies das erste große Erlebnis ihres Lebens. Noch mußten sie aber ihre gesunde Neugierde bezwingen, denn erst wollten sich die zahlreich erschienenen Gäste von der Einrichtung und Einteilung an Bord überzeugen. Ein kurzer Rundgang zeigte ihnen das überaus praktisch eingerichtete Schiff: den Speiseraum, der abends zum Schlafräum sich umwandelt, die zwar kleinen, aber vollständigen Kabinen der Schiffsbesatzung.

fanjaren eröffneten dann die Abschiedsfeier. In einer kurzen Ansprache sprach der Führer des Schulheimschiffes, Lehrer Herbert Fiebiger, zu seinen jungen Kameraden; er wies insbesondere darauf hin, daß auf einer solchen Fahrt Kameradschaft, Gehorsam und Disziplin sich zu einer zuchtvollen Freiheit ergänzen sollen. Auf dieses Ziel verpflichtete er die Belegschaftsführer durch Handschlag. Nachdem die Fahne des Jungvolks feierlich gehißt war, ergriff Bauamtsleiter Gärtner das Wort. Er erinnerte an den unvergleichlichen Erzieher und fanatischen Nationalsozialisten, dessen Namen das Schiff trägt und nach dessen Willen auch diese Einrichtung dem Zweck dienen soll: die seelische, charakterliche und willensmäßige Gemeinschaft zwischen Erzieher und Jugend herzustellen, die für das vom Führer gesteckte Ziel unserer ganzen Erziehungsarbeit erforderlich ist. Er sprach weiter den Jungen von der inneren Verpflichtung, die die Teilnahme an einer solchen Fahrt für jeden in sich trägt: „Ihr werdet den Rhein, den schönsten aller deutschen Ströme, befahren, werdet vorbeifahren an blühenden Kornfeldern, an rauschenden Wäldern, an einer Fülle von Bergen, werdet fahren durch das deutsche Land der Burgen, Dome und Schlösser, vorbei aber auch an jenem gewaltigen Wall aus Beton und Eisen, den der Führer zum Schutze der Heimat geschaffen hat. Ihr werdet auf Eurer Fahrt erkennen, daß dieses Deutschland kein Jammertal ist, sondern daß es der Himmel auf

Erden ist, in den uns der Herrgott hat hineingeboren werden lassen, damit wir diesem herrlichen Volke dienen, damit wir arbeiten und kämpfen und, wenn es sein muß, auch sterben für dieses Deutschland. Das ist der Sinn Eurer Fahrt.“

Noch befangen vom Ernst des Abschieds stellten sich dann die Jungen an Deck auf.

See- und Wanderlieder klangen auf, während das Schiff sich langsam löste.

Mit erhobenem Arm sandten sich Mannschaft und Gäste einen letzten Gruß. Ein Winken auf beiden Seiten. Als der „Hans Schemm“ dann in die Ferne entglitt, sahen wir gerade noch, wie sich die straffen Reihen der neuen Besatzung auflösten und mit hellem Aufjubeln die ganze Schar nun von ihrem Schiff Besitz ergriff.



Bauamtsleiter Pg. Gärtner im Aufenthaltsraum des „Hans Schemm“-Schiffes.
(3 Photo: Staatl. Landesbildstelle Karlsruhe.)

1. Großbildwerfer oder Kleinbildwerfer?

Die Einführung des Unterrichtsfilms in den deutschen Schulen übte auch auf die Verwendung der Stehbilder im Unterricht eine belebende Wirkung aus. Es ist schon oft betont worden, daß der Unterrichtsfilm das Stehbild nicht verdrängen will, im Gegenteil, Unterrichtsfilme und Stehbilder sind gleichwertige und gleichberechtigte Lehrmittel; sie sollen einander ergänzen, und jedes von ihnen soll an dem ihm zukommenden Platz im Unterricht eingesetzt werden.

In den letzten Jahren hat der Unterrichtsfilm einen mächtigen Aufschwung erlebt und hat das Stehbild weit überholt. Die Zahl der vorhandenen Stehbildgeräte ist beträchtlich hinter der Zahl der Schmalfilmgeräte zurückgeblieben. Wenn das Stehbild seinen ihm gebührenden Platz als wertvolles Unterrichtsmittel einnehmen soll, so ist die Beschaffung einer großen Anzahl von Stehbildwerfern notwendig. Aber da erhebt sich die Frage, was für ein Gerät sollen sich die Schulen beschaffen, einen Großbildwerfer oder einen Kleinbildwerfer? Sollen sich die Schulen einen Großbildwerfer kaufen, der für die Projektion von Glasdiapositiven im Format $8,5 \times 10$ cm bestimmt ist, oder soll ein Kleinbildwerfer beschafft werden, der nur für die Vorführung von Glasdiapositiven im Format 5×5 cm (nutzbare Fläche 36×36 mm) und von Bildbändern geeignet ist? Die Ansichten gehen auseinander; auf der einen Seite stehen die begeisterten Anhänger des Kleinformats, auf der andern Seite halten die Anhänger des Großformats zäh am Glasbild $8,5 \times 10$ cm fest, und zwischen beiden Lagern befinden sich die Unentschiedenen, die wohl die Vorteile des Kleinformats einsehen, aber noch nicht ohne mancherlei Bedenken den Übergang zum Kleinbild 5×5 cm vollziehen wollen.

Jeder Schulleiter, der vor der Notwendigkeit steht, sich einen Projektionsapparat für Stehbilder zu kaufen, muß die Frage „Großbildwerfer oder Kleinbildwerfer?“ aufwerfen. Für jede Kreis- und Stadtbildstelle und jede Landesbildstelle ist diese Frage wichtig; denn wie sollen sie die Schulen beraten, für welches Format sollen sie sich einsetzen?

Die bisher vorhandenen Bildwerfer sind zum größten Teil für das Format $8,5 \times 10$ cm eingerichtet. Die Lichtbildarchive der Landesbildstellen, der Kreis- und Stadtbildstellen und der Schulen enthalten fast ausschließlich Glasdias im Großformat $8,5 \times 10$ cm. Seit einer Reihe von Jahren ist dieses Format das Normalformat der Diapositive, nachdem es das ältere Format 9×12 cm verdrängt hatte und das Format $8,5 \times 8,5$ cm nicht hatte aufkommen lassen. Es ist schon aus finanziellen Gründen vollkommen ausgeschlossen, die vorhandenen brauchbaren und vielfach sehr wertvollen Projektionsapparate, die zum Teil als Epidiaskope eingerichtet sind, aus den Schulen hinauszuerwerfen und mit ihnen viele Tausende von guten Lichtbildern. Kein Anhänger des Kleinformats wird ein solches Vorgehen befürworten.

Weshalb dann dennoch eine Formatfrage? Das hängt mit der Entwicklung der Fotografie in den letzten Jahren zusammen. Im Jahre 1925 erschien die erste Präzisionskleinbildkamera, die „Leica“ der Firma Ernst Leitz in Wetzlar. Es folgten eine ganze Reihe anderer Kleinbildkameras, die wie die „Leica“ das Bildformat 24×36 mm besitzen und als Aufnahmematerial den Normalfilm mit 35 mm Breite benötigen, z. B. die „Contax“ von Zeiss-Ikon, die „Retina“ der Kodak, die „Karat“ der Agfa und viele andere. Die Kleinbildkamera trat einen beispiellosen Siegeszug an. Über eine halbe Million Kleinbildkameras sind in aller Welt im Gebrauch. Jetzt hat sich die Kleinbildkamera endgültig durchgesetzt, nicht zuletzt mit Hilfe der neuen Farbfilm.

Bald nach dem Erscheinen der ersten Kleinbildkameras bot die Industrie den Besitzern von Kleinbildkameras die Möglichkeit,

ihre nach Kleinbilddaufnahmen hergestellten Diapositive in Spezial-Projektionsapparaten vorzuführen. Damit fand das Kleinformat seinen Eingang in den Bereich der Bildwerfer. Die Kleinbildfotografen setzten sich für ihr neues Format ein und erreichten es, daß die Projektion von Kleindias (Bilder im Format 24×36 mm auf oder zwischen Glasplatten 5×5 cm oder in Form von Bildbändern auf Normalfilm von 35 mm Breite) immer mehr Anhänger fand und als gleichberechtigt neben dem Format $8,5 \times 10$ cm anerkannt wurde: Der Deutsche Normenausschuß setzte als Normen für Glasbilder die Formate $8,5 \times 10$ cm und 5×5 cm nebeneinander fest.

Die Reichsstelle für den Unterrichtsfilm (KfdL) hat nicht nur die deutschen Schulen mit einwandfreien Schmalfilmgeräten versorgt, sondern sie bemühte sich auch um gute und zweckmäßige Bildwerfer für Stehbilder. Sie stellte in ihren „Richtlinien“ an die Geräte, die in den Schulen eingesetzt werden sollen, bestimmte Anforderungen, die von der Industrie in ihren „Richtliniengeräten“ erfüllt wurden. Auf Grund der „Richtlinien der KfdL für Schul-Stehbildwerfer“ sind sowohl Bildwerfer für das Format $8,5 \times 10$ cm wie auch für das Format 5×5 cm („Verbundbildwerfer“) zugelassen, ohne jede Einschränkung für das eine oder für das andere Format. Die KfdL bezeichnet die Kleinbildwerfer als „Verbundbildwerfer“, denn sie verbinden die Möglichkeit der Projektion von Glasbildern im Format 5×5 cm (Nutzformat 36×36 mm, also auch für das Leicaformat 24×36 mm) mit der Möglichkeit, die sogenannten Bildbänder (Diapositive im Format 18×24 mm oder 24×36 mm auf Normalfilm von 35 mm Breite kopiert) vorzuführen.

Die Schulen dürfen nur noch Bildwerfer anschaffen, die von der KfdL zugelassen sind, haben jedoch freie Wahl zwischen dem Großformat oder dem Kleinformat. Es sind dabei folgende Punkte zu berücksichtigen:

- Der Preis eines Glasbildes 5×5 cm ist niedriger als der eines Glasbildes $8,5 \times 10$ cm, wie folgende Zusammenstellung der neuesten Preise zeigt:

	1 Dia $8,5 \times 10$ cm, vergläst	1 Dia 5×5 cm, vergläst
Bilder der „Schul-Kernreihen“ der KfdL.	RM 0,65	RM 0,25
Bilder der „Schul-Auswahlreihen“ der KfdL.	„ 0,80	„ 0,55
Bilder der „Zugelassenen Reihen“	„ 1,— bis „ 1,35	30 % niedriger

Ein Kleinbild kommt demnach billiger als ein Großbild; eine Schule kann sich für den ihr zur Verfügung stehenden Betrag eine größere Zahl Lichtbilder anschaffen.

- Die Kleindias sind bedeutend leichter, was sich beim Transport und Versand auswirkt. Sie sind nicht ganz so zerbrechlich und sie beanspruchen nicht so viel Platz wie die Großdias.
- Der Preis der Bildwerfer scheint auch für das Kleinformat zu sprechen, wenn man die Preislisten der Industrie durchsieht. Es werden schon sehr billige Kleinbildprojektoren angeboten, die weit billiger sind als die Bildwerfer für das Format $8,5 \times 10$ cm, aber diese billigen Bildwerfer, die für die Heimprojektion vollkommen genügen können, dürfen von den Schulen nicht mehr beschafft werden, sofern sie nicht als „Richtliniengeräte“ zugelassen sind. Die

Kfdu. stellt hohe Anforderungen an die Lichtstärke und verlangt für die Kleinbildwerfer eine 250-Watt-Lampe. Aus diesem Grunde kommen die Kleinbildwerfer, die nur mit einer 100-Watt-Lampe ausgerüstet sind, für die Schulen nicht in Betracht. Unter den zugelassenen Projektoren ist der Preisunterschied zwischen denen für Großformat und denen für Kleinformat nicht groß. Ein guter Kleinbildwerfer kommt zur Zeit genau so teuer wie ein Großbildwerfer für erhöhte Anforderungen (Richtlinien, Gruppe Ia). Die Kleinbildwerfer haben dafür den Vorzug, handlicher und leichter zu sein und weniger Platz zu beanspruchen.

4. In der Bildgüte ist zwischen einem Dia 8,5×10 cm und einem Dia 5×5 cm kein Unterschied, vorausgesetzt, daß es in jedem Falle von einem einwandfreien Negativ hergestellt wurde.
5. Man könnte noch einige Punkte anführen, aber weder diese, noch die schon erwähnten sind ausschlaggebend für die Beantwortung der Frage „Großbildwerfer oder Kleinbildwerfer?“. Nach meiner Überzeugung ist ein anderer Grund ausschlaggebend, und aus diesem Grunde trete ich für den Kleinbildprojektor ein: die moderne Farbfotografie, die allein mit den Kleinbildkameras und ein paar anderen Apparaten, die auch den Normalkinofilm von 35 mm Breite benützen, möglich ist. Seitdem es den neuen

Farbfilm der Agfa gibt, den Agfa-Color-Neu-Film, hat die Kleinbildfotografie zahllose neue Anhänger gefunden. Und das Farbbild wird seinen siegreichen Einzug in den Schulen halten, sobald der kopierbare Farbfilm zur Verfügung steht. Schon jetzt ist es möglich, die Farbdias mit den Kleinbildprojektoren im Unterricht auszuwerten. Die Farbdias sind aber bis jetzt noch die Originalaufnahmen, die nur einmal vorhanden sind, weil sie noch nicht kopierbar sind. Wer wird im Unterricht z. B. Pflanzenaufnahmen oder Tierbilder und Aufnahmen aus einer Reihe anderer Gebiete noch als Schwarzweiß-Dias vorführen, wenn ihm Farbdias ermöglichen, die Gegenstände in ihren natürlichen Farben zu zeigen? Zudem macht ein Farbbild auf die Schüler einen ganz anderen Eindruck als ein Schwarzweiß-Lichtbild. Diese Beobachtung kann man jedesmal machen, wenn man Schülern Farbdias vorführt. Die Schwarzweiß-Fotografie wird im Laufe der Zeit in großem Maße von der Farbfotografie abgelöst werden.

Zusammenfassend kommen wir daher zum Ergebnis: Der Farbfotografie gehört die Zukunft; die Farbfotografie ist der Kleinbildkamera und dem Kleinbildprojektor vorbehalten, daher ist die Frage „Großbildwerfer oder Kleinbildwerfer?“ zugunsten der Kleinbildwerfer zu beantworten.

Die technischen Voraussetzungen zum Einsatz von Filmen und Schmalfilmgeräten im Unterricht.

Von Ludwig Koch.

Nach einer Statistik der Staatlichen Landesbildstelle Baden beträgt die Anzahl der sich im Lande Baden befindlichen Schmalfilmbildwerfer für den Unterricht 1242 und die der Filme 8875. In diesen Geräten und Unterrichtsfilmen ist ein ganz beträchtlicher Teil Volksvermögen investiert, den zu erhalten nicht nur Aufgabe der Reichsstelle und der ihr unterstellten Organe ist, sondern auch jedes einzelnen, der sich des Unterrichtsfilmes bedient oder in Zukunft bedienen wird.

Bei den Ausbildungskursen zur Handhabung von Schmalfilmgeräten durch die Landesbildstellen als Unterorganisationen der Reichsstelle und die ihr unterstellten Stadt- und Kreisbildstellen wird stets darauf hingewiesen, daß Schmalfilmgeräte als Spitzenerzeugnisse deutscher Präzisionsmechanik entsprechend behandelt, aufbewahrt und gereinigt werden müssen, um auftretende Defekte und die damit verbundenen Reparaturen auf ein Mindestmaß zu beschränken. Dies gilt selbstverständlich auch für die Unterrichtsfilme. Die Verwendung der Schmalfilmbildwerfer und Unterrichtsfilme setzt weiter voraus, daß alles getan wird, um einen dem Zweck entsprechenden Einsatz zu gewährleisten, nicht nur in pädagogischer, sondern auch in technischer Beziehung. Hierzu gehört vor allen Dingen die Schaffung einwandfreier Projektions- und Verdunkelungsmöglichkeiten. Es soll nachstehend versucht werden, Aufklärung zu geben über zweckmäßige Verdunkelungen, Stromanschlüsse, Behandlung von Unterrichtsfilmen und Geräten sowie deren Aufbewahrung, wie dies zu einer fruchtbringenden Unterrichtsfilmarbeit unbedingt notwendig ist.

1. Technische Einrichtungen der Unterrichtsräume zum Zwecke der Film- und Bildprojektion.

Der reibungslose Einsatz von Gerät und Film sowie auch Bild im Unterricht ist in technischer Beziehung nur möglich unter folgenden Voraussetzungen:

- a) Verdunkelungsmöglichkeit sämtlicher Unterrichtsräume.
- b) Vorhandensein einer Projektionsfläche in sämtlichen Unterrichtsräumen.
- c) Möglichkeit des elektrischen Anschlusses ebenfalls in sämtlichen Unterrichtsräumen.

Da die genannten Forderungen infolge starker finanzieller Belastung vorerst nicht für sämtliche Unterrichtsräume erfüllt werden können, so ist jedoch anzustreben, im Laufe der Jahre nach und nach zu dem gewünschten Endziel zu kommen. Eine Erfüllung der genannten Forderungen dürfte bei Schulhausneubauten möglich sein. In bereits bestehenden Schulen muß jedoch die Einrichtung eines einzelnen Unterrichtsraumes als sogenanntes Filmzimmer gefordert werden.

a) Verdunkelung:

Der Projektionsraum muß sich schnell und absolut lichtdicht verdunkeln lassen. Es ist ein Irrtum, zu glauben, die Projektion verlange nur eine provisorische Abdunkelung, bei der man einigermaßen das Projektionsbild erkennen kann. Jedes falsche Licht, das auf die Projektionsfläche gelangt, verflacht das Projektionsbild und nimmt ihm die Brillanz, so daß Einzelheiten oft schwer zu erkennen sind. Außerdem stört falsches Licht die Aufmerksamkeit der Schüler und gibt zur Blendung der Augen Anlaß. Es gibt eine ganze Anzahl guter Verdunkelungsanlagen. Grundbedingung ist eine gute Stabilität und die Verwendung guter Stoffe, die vorwiegend mit einem Mottenschutzmittel behandelt sind. Es sei in diesem Zusammenhang auch auf die Vorschriften der Verdunkelung von Räumen zum Zwecke des Luftschutzes hingewiesen. Weiter soll darauf aufmerksam gemacht werden, daß sich sehr viele Verdunkelungen im Werkunterricht selbst anfertigen lassen. Da ist zunächst das Federrulo, auch Selbstroller genannt. Es ist dies eine Holz-

stange mit Innensfeder, die den an ihr befestigten Stoff durch eigene Kraft aufrollt. Die Federrolle wird zum Zwecke des Staub- und Lichtabschlusses in einem flachen Kasten aus Holz oberhalb des Fensters angebracht. Nach Herunterziehen des Vorhanges werden zwei Klappleisten, die sich seitlich des Fensters befinden, über den Stoff geklappt, um ein Eintreten von seitlichem Licht zu verhindern. Die Holzleisten können in einer Breite von zirka 10 cm angefertigt und mittels Scharnieren an der Wand angebracht werden. Oft läßt ein Tieferliegen der Wand ein Flächenliegen der Leisten nicht zu, weshalb in solchen Fällen die Wand zweckmäßigerweise mit einer weiteren Holzleiste ausgefüllt wird.

Eine weitere Verdunkelungsanlage stellen sogenannte Zugvorhänge dar, die mittels Zugvorrichtungen sich gegeneinander verschieben und sich in der Mitte überlappen. Sie müssen unterhalb des Fensterbrettes 40 cm überstehen und seitlich in ihrer ganzen Höhe mittels zweier Leisten an der Wand fest angebracht werden. Die Zugvorrichtung oberhalb des Fensters muß, genau wie das Federulo, in einem flachen, lichtdichten Kasten untergebracht sein. Ideale Verdunkelungen und wohl auch die haltbarsten stellen die normalen Kolladen dar. Bei Verwendung solcher Kolladen ist jedoch darauf zu achten, daß die oberen Licht- und Luftschlitze mittels Stoffe verklebt werden, um hier ein Eintreten von Licht zu verhindern. Bei Neubauten empfiehlt sich, Kolladen ohne Lichtschlitze anbringen zu lassen.

Eine ähnliche Art dieser Kolladen, jedoch aus Tuch, läßt sich auch innerhalb der Fenster anbringen, indem rechts und links der fensterartige U-förmige Holz- oder Metallschienen zur Führung angebracht werden. Diese Anordnung wird auch bei großen Sälen usw. benutzt. Jedoch erfolgt das Auf- und Abrollen mittels motorischer Kraft und Relais-Schaltung. Bezugsquellen für sämtliche Arten von Verdunkelungen können durch die Landesbildstelle nachgewiesen werden.

b) Projektionswand:

Es ist selbstverständlich, daß, nachdem die Industrie hochwertige Schmalfilmgeräte geschaffen hat, auch deren Lichtleistung bis zum Maximum ausgenutzt wird. Es ist deshalb der Qualität und der Zelligkeit der Projektionsfläche größere Beachtung zu schenken. Man unterscheidet vier verschiedene Projektionswände.

1. Die Silberwand,
2. die Kristallperlwand,
3. die weiße Wand,
4. die gestrichene Wand (Zimmerwand).

1. Die Silberwand besteht in ihrer Unterlage aus einem dichtgewebten, festen Stoff, auf den eine dünne Schicht Aluminiumfarbe aufgewalzt ist. Sie hat den Vorteil einer außerordentlich hohen Lichtbelligkeit, die jedoch nur dem Zuschauer zugute kommt, der unmittelbar senkrecht auf die Wand blickt, mit anderen Worten: der Streuwinkel der Silberwand ist äußerst gering. Hieraus ergibt sich, daß Silberwände nur in sehr schmalen, langen Räumen verwendet werden dürfen, da jeder seitlich sitzende Beschauer ein stark geschwächtes Bild wahrnimmt. Eine solche Wand sollte deshalb für Unterrichtszwecke nur in ganz seltenen Fällen in Anwendung kommen. Außerdem ist bei der Silberwand noch zu berücksichtigen, daß sie die Eigenschaft hat, sich nach kurzer Zeit zu verziehen, d. h. Falten zu bilden. Dies dürfte darauf zurückzuführen sein, daß der Ausdehnungskoeffizient der Farbschicht ein anderer ist als der des Stoffes. Bei dem geringen Streuwinkel der Wand machen sich natürlich diese Falten sehr unangenehm bemerkbar.

2. Die Kristallperlwand gilt als eine der schönsten Projektionsflächen, da ihr Streuwinkel etwas größer als der der Silberwand ist, während ihre Zelligkeit nur wenig hinter der der Silberwand zurückbleibt. Leider hat die Perlwand den großen Nachteil, daß

sie sehr kostspielig ist. Es sei kurz erklärt, auf welchem Prinzip die Perlwand beruht:

Auf einer dichten Stofffläche wird eine schmiegsame, gummihaltige, weiße Farbe aufgetragen, die in noch nassem Zustande mit einer großen Anzahl winzig kleiner Glasperlen bestreut wird. Unterjucht man eine derartige Wand mikroskopisch, so kann man feststellen, daß diese kleinen Glaskügelchen sich zur Hälfte in die Farbe einbetten. Sie wirken fast wie kleine Linsen und streuen das auf sie fallende Licht nur mit einem ganz geringen Verluste zurück. Das Prinzip erinnert entfernt an das der Verkehrschilder und Katzenaugen. Durch die Gummifarbe hat die Wand die Eigenschaft, vollbar zu sein, ohne daß irgendwelche Sprünge oder Risse entstehen. Die Wand kann, mit Ausnahme von sehr breiten Räumen, überall benutzt werden und eignet sich nicht nur für die Projektion von Schwarzweiß-Bildern, sondern insbesondere auch für die von Farbbias und -filmen, wobei die plastische Wirkung und die Brillanz solcher Aufnahmen gut zum Ausdruck kommen.

3. Die meistübliche Projektionswand stellt die weiße schirting- oder auch wachstuchähnliche Wand dar. Beim Kauf solcher Wände ist darauf zu achten, daß die Fläche auf keinen Fall irgendwelchen Glanz aufweist. Am besten ist eine matte, aber rein weiße, glatte Fläche. Der Streuwinkel dieser Wand ist nach allen Seiten fast überall gleich. Die Wände sind sehr billig, worauf auch ihre weite Verbreitung zurückzuführen ist. Man nehme nur dichtgewebten Stoff oder solchen, auf den eine weiße Farbschicht aufgewalzt ist, da sonst die Gefahr besteht, daß Lichtverluste durch Hindurchtreten des Lichtes möglich sind.

4. Zuletzt sei noch eine Art von Wand erklärt, die wohl am praktischsten und leichtesten zu beschaffen sein dürfte. Es ist dies die gestrichene Wand, direkt auf eine Wandfläche des Schulzimmers. Die Stirnseite des Schulzimmers wird je nach der Raumgröße in einer Fläche von ungefähr 2x2 m mit weißer, matter Farbe bestrichen. Hierzu eignen sich verschiedene Spezialfarben, die durch den Handel oder einen Malermeister zu beziehen sind. Bewährt hat sich die sogenannte Plaka-Farbe. 2000 Gramm pro Quadratmeter Wandfläche dürften genügen. Die Herstellung einer solchen Wand ist äußerst billig und hat den Vorzug, daß sie jährlich neu überstrichen werden kann, so daß sie stets eine saubere Projektionsfläche bildet. Wie bereits oben erwähnt, ist es ratsam, die Projektionsfläche nicht nach den Proportionen des Filmbildchens rechteckig herzustellen, sondern quadratisch, damit auch Lichtbilder im Hochformat projiziert werden können. Dies gilt natürlich für alle Projektionsflächen.

c) Elektrische Anschlüsse.

Im Projektionsraum muß die Möglichkeit gegeben sein, das Filmgerät an einer Steckdose anzuschließen. Es ist zweckmäßig, diese Steckdose an der hinteren Wand des Schulzimmers anzubringen, und zwar ist es notwendig, daß die zur Steckdose führende Leitung nicht durch andere Stromverbraucher belastet wird. Die Absicherung der Steckdosenspeisung muß bei 220 Volt 6 Ampere und bei 125 Volt wenn möglich 10 Ampere betragen. Neben der Steckdose muß der Schalter für die allgemeine Beleuchtung oder, falls dies nicht möglich ist, wenigstens für eine einzelne Lampe sitzen. Dem Vorführer ist damit die Möglichkeit gegeben, unmittelbar nach Einschalten des Projektionsgerätes die allgemeine Beleuchtung auszuschalten.

Wo es die Mittel erlauben, ist es ratsam, das Ab- und Einschalten der allgemeinen Beleuchtung mittels eines Widerstandes allmählich vorzunehmen. Dies hat den großen Vorteil, daß das an das Licht gewöhnte Auge durch die allmähliche Verdunkelung und Einschaltung des Projektionsgerätes Zeit genug hat, sich der neuen Situation anzupassen. (Fortsetzung folgt.)

Bücher und Schriften

Erich Jung: Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit / Urkunden und Betrachtungen zur deutschen Glaubensgeschichte, Rechtsgeschichte, Kunstgeschichte und allgemeinen Geistesgeschichte / J. F. Lehmann, München-Berlin 1939 / 2., völlig umgearb. Auflage / 541 S. mit 245 Abb., 9,80 RM., geb. 11,60 RM.

Vor 16 Jahren war die erste Auflage dieses Buches erschienen, in einer Zeit, wo nicht allzu viele sich mit germanischer Vorzeit und deutscher Volkskunde beschäftigten. Nun kommt, nachdem das Buch jahrelang vergriffen war und von vielen schmerzlich vermisst wurde, eine zweite, bedeutend vermehrte Auflage heraus. Brachte schon die erste Auflage viele bis dahin unbekannt oder doch nicht beachtete Urkunden germanischer Glaubensüberlieferung, großenteils, besonders an Kirchen, in Form der Verspottung oder Verteufelung, so ist die Fülle des jetzt Gebotenen geradezu erstaunlich. Das Schlagwörterverzeichnis weist über 1000 Stichwörter auf. Mit ungeheurem Fleiß und — was mehr ist — mit größter Liebe zur Sache ist Jung den Spuren altgermanischen Glaubens nachgegangen: an vorzeitlichen Denkmälern, in Bildnereien an Kirchen und weltlichen Gebäuden, Kunstdenkmälern usw. Daneben zieht der Verfasser Überlieferungen des Volksglaubens mit großem Augen heran, wobei zugleich der Einbruch orientalen Aberglaubens in dem von der Kirche gesühten Teufels- und Hexenwahn deutlich wird. Von der Reichhaltigkeit des Buches zeugen Abschnittsüberschriften wie: Der Heidengott, Der Seelenvogel, Geweihte Türpfeiler, Irminul, Heilige Bäume und Berge, Sonnenbilder und Sinnbilder usw. Da die Erstausgabe des Buches von vielen „Zünftigen“ totgeschwiegen wurde, erscheint es nicht unangebracht, darauf hinzuweisen, daß es sich nicht um „Phantastereien“, um willkürliche Ausdeutungen handelt, sondern daß der Verfasser mit wissenschaftlicher Gründlichkeit seine Ausführungen durch geschichtliche, rechts- und volkswundliche Belege untermauert. Das außerordentlich wertvolle Buch zeigt deutlich, wieviel uraltes Erbgut noch vorhanden ist; dies in das Licht der Erkenntnis zu rücken, uns die Augen dafür zu öffnen, hat sich Jung zur Aufgabe gemacht; mit Recht darf deshalb Jung das Buch auch als einen Beitrag zur Geistesgeschichte bezeichnen. Jeder Vorzeitfreund und insbesondere jeder Lehrer muß dieses Werk kennenlernen.

Otto Uebel.

A. Brandt: Die deutsche Reformation / S. Schaffstein, Köln / 0,40 bzw. 0,80 RM.

Die Ankündigung des Verlags, daß es sich bei der Sammlung trotz des erstaunlich billigen Preises um glänzende Gesamtdarstellungen zeitwichtiger Gebiete handelt, trifft auch auf dieses Bändchen zu. Es umfaßt das gesamte Weltgeschehen von etwa 1450 bis 1555. Wer nach der Überschrift aber eine klar herausgearbeitete Darstellung des deutschen Geisteskampfes gegen die geistliche und weltliche Unterdrückung durch Rom in dem Zeitalter findet möchte, wird sich diese aus der großen Fülle des Gebotenen nur mühsam herauschälen können. Ohne gute geschichtliche Kenntnisse wird man sich überhaupt nur schwer durcharbeiten können, einem Jugendlichen unter 18 Jahren wird es oft schon nicht leicht fallen, die kunstvoll gefeilten, vielfach fast zu inhaltsreichen Sätze zu verstehen. Dem Studenten und dem Lehrer kann es gute Dienste tun. Dr. Oster.

Ernst Samhaber: Die Kohstofffrage in Wirtschaft und Politik / S. Schaffstein, Köln / Drosch. 0,40 RM., geb. 0,80 RM.

Es gibt wohl kein Gebiet, das heute größerer Aufgeschlossenheit in allen Kreisen begegnet, als jenes, das in vorliegender Abhandlung angepackt wird. Und wenn es dann von einem anerkannten Fachmann dargestellt wird, bedarf der Druck kaum noch besonderer Empfehlung. Seit Jahren begegnet man Ernst Samhabers Stellung zu wirtschaftspolitischen Vorgängen in der umsichtig geleiteten Wochenschrift „Deutsche Zukunft“. Stets beweist er in seinen Erläuterungen von Wirtschaftsvorgängen einen durchdringenden Scharfblick und eine Beurteilung, die auf einer umfassenden Stoffkenntnis gründet. Wenn er nunmehr in einer größeren Arbeit die Kohstofffrage in Wirtschaft und Politik zu beantworten sucht, darf man von Anfang an alle Vorzüge erwarten, die seine Tagesbeiträge so lesenswert machen. In einer erläuternden Einführung zeigt er die Bedeutung, die jeglichen Vorratsbeständen im Leben und Sterben der Staaten zukommt.

Das ausschlaggebende Gewicht liegt hierbei in den Massen von Kohle und Eisen, die als unersetzbare Grundlagen der Friedens- und Kriegsindustrie eingeschätzt werden müssen. Mit besonderem Nachdruck schildert der Verfasser sodann die Verwirrung, welche die Friedensmacher von Versailles blindlings in die Weltwirtschaft getragen haben. Anschließend werden die wirtschaftlichen Möglichkeiten der maßgebenden Staatsgebilde der Erde beleuchtet und abgewogen. Der Abschluß zeigt schließlich die Anstrengungen, die Deutschland unter Adolf Hitlers Führung zur Überwindung der Rohstoffverknappung aufbot, und die großen Erfolge, die heute schon erreicht wurden. So wird diese Arbeit zu einem vorzüglichen und zuverlässigen Führer durch die Wirtschaftsfragen unserer Zeit, die Schülern höherer Schulen auf engstem Raum ein unbedingt erforderliches wirtschaftspolitisches Grundwissen bietet.

Jörger.

J. Thienemann: Kossitten / 146 S., dazu 70 Photowiedergaben auf Kunstdruckpapier und sechs Karten; Ganzleinen 3,60 RM.

Es wirkt immer merkwürdig anregend, wenn man die menschliche Seite eines der Wissenschaft gewidmeten Forscherlebens geschildert bekommt. Die Herkunft, die neue Wahlheimat auf der Kurischen Nehrung, die Menschen, die ihn täglich umgeben (oft sehr seltsame Menschen!), den allmählichen Aufbau der Forschungsstätte, die heute ein Institut der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften ist, und all die vielen, menschlich so liebenswürdigen kleinen und großen Erlebnisse und Ereignisse eines 30jährigen Lebens im Dienste der Vogelzugsforschung schildert hier der Hauptbeteiligte: Professor Thienemann selbst.

Auch das wissenschaftliche Wirken Thienemanns wird im letzten Teile des Bandes in seinen Methoden und in seinen Ergebnissen umrissen; wichtiger und reizvoller ist aber noch, daß wir miterleben, wie aus dem Rahmen einer Landschaft und eines Menschenlebens diese Ergebnisse erwachsen. — Hier ist auch Grundsätzliches zur Wissenschaftspflege überhaupt gesagt, ohne daß es besonders betont wäre: Daß nämlich Wissenschaft das ganze Leben und Wirken eines Mannes ungeteilt beansprucht, daß nur ein Leben voll Mühen und Opfer den Stein zu behauen erlaube, der heute ins Kulturgebäude unseres Volkes eingefügt ist, und daß eine solche Leistung die höchste Achtung von Seiten des ganzen deutschen Volkes verdient. — Thienemanns Lebensleistung hat — er ist im April vorigen Jahres gestorben — buchstäblich auf der ganzen Erde Aufsehen erregt. Durch sein überaus großzügig angelegtes Vogel-Verdingungsexperiment zur Erforschung der Vogelzugstraßen ist er mit Biologen, Jägern, Tierfängern, Züchtern und Laien in allen Erdteilen in dauernder und lebhaftester Verbindung gestanden und hat damit auf seine Weise zum Glanze des Namens Deutschland beigetragen.

Wer das ausgezeichnete Buch zur Hand nimmt, lernt ein herbes, eigenartiges, geheimnisvolles Land, ein prächtigen Menschen und eine eindrucksvolle Lebensleistung im Dienste der Naturwissenschaft kennen.

Wehrle.

G. Opladen: Tierzähmung und Tierzucht / Band 31 der mathematisch-naturwissenschaftlich-technischen Bibliothek, Frankfurt a. M. (O. Salle) 1937 / 155 S., 70 Abbildungen, Halbleinen 5,60 RM.

Das Werkchen ist außerordentlich inhaltsreich und für den Lehrer wichtig als Stoffquelle für seinen erb- und rassekundlichen Unterricht. Es erzählt in seinen häufigen Kleindruckstellen auch eine Fülle von praktischen Beispielen. Die Literatur wurde offenbar sehr gründlich durchgearbeitet.

Am Schlusse ist eine wertvolle Tabelle über unsere Haustiere eingefügt, in welcher jeweils aufgeführt sind: Stammart, Vorkommen der Stammart zur Zeit der Haustierwerdung, Zeit der Haustierwerdung, Umfang der Rassenbildung mit den wichtigsten Veränderungen und die Verwendung des Tieres.

Ein noch schärferes Abrücken vom Lamarckismus wäre wohl erwünscht gewesen, da lamarckistische Anschauungen ja auch heute leider noch bei manchem Tierzüchter spuken. — S. B. ist der auf S. 27 aufgeführte Satz Geoffroy St. Hillaire's „Domestikation ist die Übertragung der Zähmung vom Einzeltier auf die Rasse“ in

dieser Isolierung gefährlich. Zähmung des Einzelieres ist Variation, Zähmung der Rasse, d. h. Domestikation, ist aber immer Mutationsauslese!

Auf S. 14/15 wäre noch das Meerschweinchen zu erwähnen, das schon bei den alten Inkas in Peru Haustier war und bereits im 16. Jahrhundert als solches zu uns kam. — Hasen-Ranichen-Bastarde (S. 118) gibt es nicht; auch auf S. 110 (unten) sind kleinere Irtümer stehen geblieben.

Trotz dieser kleineren Mängel ist Opladens Arbeit aber wertvoll und empfehlenswert, weil sie dem Eingeweihten auf kleinem Raum eine Fülle von sonst schwer zugänglichem Stoff bietet. Leider ist der Preis relativ zu hoch. Wehrle.

Neue Jugendmusik, besprochen von Dr. S. Kahner.

Käthe Volkart-Schlager: Wir musizieren / Die neue Reihe für Hausmusik und Unterricht / Fritz Müller, Süddeutscher Musikverlag, Karlsruhe.

Der Karlsruher Musikverlag Fritz Müller bringt mit dieser Folge leichter Musizierstücke künstlerisch gute Jugendmusik für Unterrichtsanfänger. Ihr besonderer Wert beruht darin, daß die Komponistin die unterrichtlich-technische Aufgabe zu einer hübschen Hausmusik auszuweiten weiß.

Bisher sind erschienen:

Heft 1: „Zu zweit mehr Freud“ (2 Folgen) / Vierhändige Stücke für den ersten Anfang / 2 RM.

Der Grundgedanke liegt darin, daß im Vierhändigspielen des Schülers mit dem Lehrer Anregung und Bereicherung erwächst. Das Vorbild des Lehrers als Musiker soll dabei unmittelbar wirksam werden. Die Arbeit soll ausschließlich im Unterricht selbst erfolgen. Der Part des ersten Spielers in der Diskantlage ist für den Schüler im fünffinger-Umfang angelegt, der Part des zweiten Spielers ist schwieriger und für den Lehrer gedacht. Die Stücke selbst sind musikalisch sehr reizvoll und machen Freude. Der sehr hübsche Bildschmuck mit Scherenschnitten von Sabine Wegel erhöht den künstlerischen Wert.

Heft 3: „Wir musizieren an zwei Klavieren“ / Kleinere Stücke von Bach und Gändel, bearbeitet für zwei Klaviere / 2,50 RM.

Aus kleineren, geringstimmigen Stücken der beiden großen Meister sind hier Stücke für zwei Klaviere durch Stimmenergänzung geworden. Dadurch erfährt die durch die alten Klavierinstrumente — Clavichord und Cembalo — bedingte Zweistimmigkeit eine gewisse Angleichung an die Klanggegebenheiten des heutigen Klaviers. Dieses dritte Heft der Reihe stellt eine sinngemäße Weiterführung der im ersten Heft begonnenen Arbeit des Miteinandermusizierens dar.

Heft 5: Zwei Sonatinen für Oboe (oder Violine) mit Klavier / 2,50 RM.

Zwei größere, mehrsätzigere Werke, die dem Aufbau des Ganzen die eigentliche Kammermusik einfügen. Auch hier wieder kann die künstlerische Werthaftigkeit in Verbindung mit den geringen technischen Anforderungen anerkannt werden.

Heft 7: „Für kleine Leute“ / Dreißig leichte Klavierstücklein für Anfänger, mit Scherenschnitten von Sabine Wegel / 2 RM.

Hier wird eine Ergänzung zu Heft 1 gegeben mit Musizierstücken für einen einzigen Spieler. Zu den sehr leichten Stücken des ersten Teiles kommen im zweiten Teil anspruchsvollere Stücke, die die Vorzeichen, den Bassschlüssel und schwierigere Rhythmen aufweisen. Die Stücke folgen dem großen Vorbild des Jugendalbums von Robert Schumann, indem sie kleine Stimmungsbilder aus der Welt des Kindes zum Vorwurf nehmen (Fangerles, Keiterei zieht vorbei usw.). Wieder geben die Scherenschnitte von Sabine Wegel eine vorzügliche Inhaltsbereicherung und einen wertvollen Schmuck des Buches. Es wäre zu begrüßen, wenn solche Stücklein in der Schule zur Belebung des Musikunterrichtes vorgespielt werden könnten.

Joachim Stave: Spielmann, fang an! / Ein Lernbüchlein für kleine Blockflötenspieler in Bildern und Noten / Bärenreiter-Ausgabe, 1238.

Diese sehr hübsche Schule für Kinder zum Erlernen des Blockflötenblasens verbindet die Spielanweisungen und Übungen gleichzeitig mit einer allgemeinen Musiklehre in kindertümlicher Fassung. Der Bildschmuck ist sehr hübsch und von schöner Anschaulichkeit für das Lernen.

Wolfgang Steinecke: Die Parodie in der Musik / Kieler Beiträge zur Musikwissenschaft, Band 1 / Kallmeyer, Wolfenbüttel, Berlin 1934 / 5 RM.

Das Parodieverfahren als Unterlegung eines neuen Textes unter eine alte Melodie ist in unserer Gegenwart wieder zu einem gewichtigen Problem in der Schaffung eines neuen Liedgutes geworden. In einigen neuen Liederbüchern (z. B. Pallmann, „Wohlauf, Kameraden“; Pallmann-Eichenauer, „Unser das Land / Ein Liederbuch des deutschen Dorfes“) werden mit vollem Bedacht neue Dichtungen unter alte Choralweisen gelegt. Zu dem Choral: „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen“, wird z. B. die Dichtung von Karl Bröger, „In deinem Grund hab Wurzeln ich geschlagen“; zu der alten Pavier-Weise mit dem Choraltex: „Durch Adams Fall ist ganz verderbt“, wird die Dichtung von Arndt: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“ gesetzt. Angesichts dieser Versuche muß eine geschichtliche Darstellung dieser Zusammenhänge um so mehr Interesse finden.

Der Verfasser gibt zunächst eine Übersicht über den vorhandenen Bestand und stellt im zweiten Teil die „historischen Prinzipien“ nach den soziologischen-ästhetischen (Wort-Ton) und stilistischen Voraussetzungen dar. Diese Darstellung ist mit einem aus großer Belesenheit stammenden Aufwand an Material und Belegen durchgeführt und gibt ein wissenschaftlich gültiges Bild der geschichtlichen Zusammenhänge.

Vom Blickpunkt der heutigen Kulturpolitik und der Musikerziehung aus bedauert man, daß die Untersuchungen sich streng an den geschichtlich gegebenen Bestand halten und darüber hinaus dem Suchenden keine Hilfe geben, die erwähnten Gegenwartsprobleme von einem durch geschichtliche Einsicht übergeordneten Standpunkt zu sehen. Für das Problem, das damit entsteht, daß eine uralte Kirchenmelodie nunmehr durch Entschluß und Willen eines Liederbuchbearbeiters eine aus dem gegenwärtigen Lebensbewußtsein kommende Dichtung tragen soll, fehlt die Untersuchung „Lebensbindung und ästhetische Gegenständlichkeit“. Die Gegenpaare „umgangsmäßig und eigenständig“ und „geistlich und weltlich“ reichen hier nicht mehr aus. Die großen und neuen Gebiete musikalischer Volksforschung und Volkstumsarbeit, zu denen das Parodieverfahren im Volkslied ebenfalls gehört, treten gegenüber der Kunstmusik stark zurück.

Der Meier Helmbrecht, Wernher dem Gartenære nach erzählt von Josef Hofmiller / Langen-Müller, München 1937 / Die Kleine Bücherei Nr. 204 / 63 S., 0,80 RM.

Man sagt nicht zuviel, wenn man diese Prosafassung von Wernher dem Gartenæres mittelalterlichem Epos durch Hofmiller als eine der schönsten und reifsten Leistungen neuerer deutscher Prosa überhaupt bezeichnet und willkommen heißt. Hofmiller empfand wie viele, daß die Versform des ursprünglichen höfischen Epos, der vierfüßige Jambus mit gekuppelten Schlagreimen, der Wucht und Größe dieses Epos nicht entsprach. So formte er — gleich den Verfassern der Volksbücher des 16. Jahrhunderts — den „Meier Helmbrecht“ neu in Prosa, wie das in neuerer Zeit schon Wilhelm Grimm mit Hartmann, und Will Vesper mit Wolfram und Gottfried getan hatten. Es ist dabei allein schon ein hoher Genuß, an Hand von Hofmillers Nachwort in die Werkstätte dieses großen Essayisten zu blicken und zu verfolgen, wie ihm, dem Lehrer an einem bayerischen Gymnasium, Worte und Sätze seiner Übertragung ganz allmählich in immer wiederholtem Vorlesen in den Oberklassen reiner und reiner zuzulassen, wie er weiter in wahrhaft lutherischer Übersetzerfreude dem „gemeinen Mann aufs Maul“ sah und die bayerische Mundart in sein Werk einbezog, und wie dieses Werk dann schließlich in der etwa zwanzigsten Fassung (1) seine letzte Probe bestand, als Hofmiller es einem Holznecht aus dem Laizachtal vorlas. Vollends aber ist das Werk selber wert, immer wieder gelesen zu werden. Ergebnis handwerklichen Bemühens im Sprachlichen hält es sich gleich fern von krauser Altertümelei wie von modernem Allerweltsgerede. In jeder Zeile ist die Sprache dieser Neufassung echt, schwer und erschütternd — fast stärker noch als im alten Epos kommt in ihr zum Ausdruck, wie wenig das elende Geschick des zum Raubritter gewordenen Bauernjohns, den seine Standesgenossen schließlich grausam umbringen, nur Kulturbild aus dem 13. Jahrhundert, und wie sehr es Sinnbild für die furchtbare Bestrafung all derer ist, die aus der Ordnung entweichen, in die sie gehören. Man wünscht sich viele solcher Prosastücke — dieses gehört in jedes Haus und in jede Schule. Man wünscht der deutschen Schule auch viele solcher Lehrer wie Hofmiller, die das Gut deutscher Sprache und deutschen Schrifttums so schöpferisch und doch so bescheiden weitergeben. E. Th. Sehr.

Wolfdietrich Kasch: Herder, sein Leben und Werk im Umriß / Max Niemeyer, Halle 1938 / 171 S., 2,80 RM.

Das Bändchen ist als erste Herausgabe der „Handbücherei der Deutschkunde“ erschienen und führt damit Sarans „Handbücherei

für den deutschen Unterricht" fort. Rasch gelingt es, die Nähe Herders zu unserer Zeit zu zeigen und Alfred Rosenbergs Feststellung zu erhärten, über den Mann, der „ein Lehrer wurde besonders für unsere Zeit, wie nur ganz wenige auch unter den Größten“. Er begreift Herders Werk aus seiner geschichtlichen Situation als Gestalt der politischen Geistesgeschichte, als Erwecker Goethes, als Abnehmer der Romantik und völkischen Rufes. Die Arbeit vereint wissenschaftliche Gründlichkeit mit flüssigem Stil und anziehender Fragestellung. Dr. Schoch.

Ludwig Finckh: Die Jakobsleiter. Erzählung / Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. / Leinen 4,80 RM.

Der Dichter bringt die Lebensgeschichte des Martin Rockenstiel. Keutlingen und der Gutshof Altburg in der Nähe dieser Stadt sind die Hauptorte des Geschehens. Man geht wohl nicht fehl, wenn man sagt, daß bei der Abfassung dieses Lebensromans des Dichters eigene Jugend Pate gestanden hat. Wir begleiten den jungen Martin und das Riecke, die miteinander aufwachsen. Mit seinem Verständnis ist das Werden der jungen Menschen gezeichnet, die Jugendliebe und deren Umwege. In diese Lebensgeschichte sind köstliche Exkurse verwoben, von köstlichem Humor und praktischer Lebensweisheit. Das Medizinstudium, das Martin Rockenstiel ergreift, gibt Veranlassung zu mancherlei Lösungen der auftauchenden Probleme. Alles in allem ein echt finckhsches Buch, an dem man seine Freude haben kann.

Im selben Verlag erschienen zur „Jakobsleiter“ „Zwölf Zeichnungen“ von Paul Inuch (Preis der Mappe 3,60 RM.). L. Michel.

Walter Bauer: Inga im Walde / Hermann Schaffstein, Köln.

Schul- und Ferienerlebnisse eines Mädchens mit kleinen Geschehnissen unter Kindern. Die Weise Inga erfährt den Verlust der Eltern, die treue Sorge ihrer Pflegeeltern und die ersten Schwierigkeiten unter Menschen in der Suche nach einer Freundschaft. — Der Gegensatz von Stadt und Land wird betont, die Schönheit des Lebens in der Natur.

Die Darstellung ist ziemlich kindlich gehalten; in gemütvollerem Ton vorgetragen. Ein für jüngere Mädchen zu empfehlendes Buch. Franz Flöger.

Hjalmar Kugleb: Das letzte Gewehr / Hellmut Reichel, Berlin-Steglitz.

Die Revolution von 1848/49 in einer Kleinstadt! Ein ehrlicher, deutschempfindender Mann läßt sich von den Wogen der Begeisterung tragen und muß sich bald zu der Erkenntnis verstehen, daß hier Irrwege gegangen werden. Das Strohfeuer verflackert, und Spießertum, Unvernunft und Krakeelertum stehen gegen ihn auf, bis die ganze Seifenblase zerplatzt, als die Preußen einmarschieren. Die Reaktion, die bisher vor dem Radikalismus feige gekuschelt hat, erlebt ihre fröhliche Auferstehung, und er, der einsige, dem es anständig und ehrenhaft bei dem ganzen Handel nur um Deutschland zu tun war, wird nun verdächtigt und muß sich wegen seiner Haltung rechtfertigen. Einzelne Typen, wie der rote Kabaubrunder Tapsen und der Jude Max Spitzköpfl, der gerissene, geschäftstüchtige Hans Dampf in allen Gassen, sind uns wohl bekannt. Der Ablauf des Einzelschicksals erscheint als Abbild der Bewegung im großen. Das Ganze ist eine vielleicht allzu gemütliche Lokalschilderung aus der Biedermeierzeit, aus der Abgeklärtheit des Alters heraus gesehen und daher durch einen milden, versöhnlichen Humor verklärt, während wir doch sonst an dem Verfasser von „Morgenluft in Schilda“ und dem „Haus der Genesung“ eine schärfere Tonart gewohnt sind. Dr. Schill.

Dr. Eduard Siegmund: Kameradschaft der Arbeit / Heft 1 der Reihe „Schaffendes Volk“ / Julius Klinkhardt, Leipzig 1938 / 64 S., brosch.

Eine Anzahl von Kurzgeschichten und einige Gedichte führen uns hinein in die Welt der Arbeit und der Schaffenden. Es soll durch die Arbeit als ein uns alle verbindender Auftrag der Volksgemeinschaft begriffen und noch mehr die Kameradschaft am Werke und unter den Werkenden nacherlebt werden. Die Beiträge sind zum größeren Teil aus Zeitungen und Zeitschriften entnommen. Ihre inhaltliche und sprachliche Darstellung ist nicht immer gleichwertig. Doch wird dadurch die Brauchbarkeit des Heftes vor allem in Berufsschulen nicht in Frage gestellt. Bei einer Neuaufgabe müßte die Geschichte „Maschinenarbeiter Müller“ unbedingt und vielleicht auch „Zwei an einer Baumsäge“ ausgemerzt bzw. ersetzt werden.

Dr. Hubert Prestel: Gelände-Vorschulung in den oberen Klassen der Volksschule. (Neuland in der Deutschen Schule, Heft 6) / Julius Klinkhardt, Leipzig 1937 / 47 S., geb. 1,50 RM. Über die Notwendigkeit der Geländeschulung braucht man kein Wort zu verlieren. Es ist Tatsache, daß heute in reichem Maße auf allen Altersstufen und zu mannigfachen Notwendigkeiten Geländeschulung betrieben wird. Es ist aber weiter Tatsache, daß es dabei an einer alters- und stoffmäßig planvollen Zuteilung dieses Gebietes an die einzelnen Beteiligten mangelt. Die Volksschule sollte dabei m. E. im Hinblick auch auf ihre zeitlichen Möglichkeiten sich in ihrer Gelände- oder Vorschulung beschränken auf die Erarbeitung grundlegender Erkenntnisse und Fertigkeiten, die sich im Anschluß an die Heimat- und Erdkunde, das Zeichnen und die körperliche Ertüchtigung ergeben. Darauf baut sich dann die eigentliche Geländeschulung im Jungvolk usw. auf. Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, mag der stoffliche Umfang der Schrift zu weit gespannt sein. Doch bietet sie dem Lehrer in ihrer klaren Darstellung eine gute Übersicht und damit eine Handhabe, das Notwendige zu tun.

Dr. Arthur Faulwasser: Aus Deines Volkes Seele / Auswahl deutscher Dichter und Gedichte für junge Deutsche / Julius Klinkhardt, Leipzig 1937 / 96 S., in Steifdeckel 0,88 RM.

Das Büchlein gibt zunächst eine allgemein gehaltene Übersicht über die Entwicklung des Liedes von den Anfängen in der altgermanischen Dichtung bis zum Kampflied der Gegenwart. Die hier eingestreuten Beispiele der frühmittelalterlichen und mittelalterlichen Dichtung genügen allerdings nicht. In die nachfolgende Gedichtsammlung, die im wesentlichen mit Liebgut um 1600 herum beginnt und bis zur Gegenwart führt, dürften ruhig größere Proben jener Dichtung aufgenommen werden. Es wäre ferner zu empfehlen, einiges aus der Edda (germanischer Raum!) aufzunehmen. Die in der Sammlung enthaltene Dichtung ist auf einen volkhaften Ton abgestimmt. Jeder aufgenommene Dichter ist mit einigen Daten und sonstigen Hinweisen versehen. Es ist natürlich schwer, auf einem beschränkten Raume eine allseits befriedigende Auswahl aus dem reichen Schatz der deutschen Dichtung zu treffen. Doch dürfte die Sammlung dem Volksschüler der Oberstufe und dem Mittelschüler, denen es zugeordnet ist, als Ergänzung zum Lesebuch gute Dienste leisten. Die Ausstattung ist trotz des niedrigen Preises sehr anständig. S. Kurzenhäuser.

Professor Hans Fischer: Raum-Perspektive. Lehrbuch zum Selbstunterricht in Perspektive für Bauhandwerker und verwandte Berufe. 113 S., Größe 8°, mit 118 Abbildungen / Georg D. W. Callwey, München / Geb. 4,50 RM., geb. 6 RM.

Der Vorzug, der dem genannten Lehrbuch für Raumperspektive zu eigen ist, liegt insbesondere darin, daß es zunächst für seine Leser gemeinsame Voraussetzungen schafft und dann allein auf diesen aufbaut.

Eine lebendig anschauliche Darstellungsform, die wohl in der langjährigen Lehrerschaft des Verfassers ihren Ursprung hat, die klare Aufgabenstellung und ein methodisch einwandfreier Lösungsweg werden dem Werk nicht allein in Handwerkerkreisen einen großen Erfolg sichern, sondern werden ihm auch die uneingeschränkte Anerkennung der an Berufs- und Fachschulen tätigen Lehrkräfte eintragen. Blau.

Dozent Heinrich Ernst: Bodenübungen / Quelle & Meyer, Leipzig / 18.—20. Tausend, 79 S. mit 48 Abbildungen, kartoniert 1,80 RM., Leinen 2,50 RM.

Daß die Bodenübungen immer mehr die ihnen zustehende Aufmerksamkeit im Betriebe der Leibesübungen auf sich lenken, geht aus der hohen Auflage des Büchleins hervor. Die Bodenübungen sind die natürlichste Körperschule. Sie sollten besonders in Schulturnen noch mehr gepflegt werden. Hier bietet der Verfasser, was Stoff und methodischen Aufbau betrifft, Hervorragendes. Er schält drei Kernübungen heraus: Salto, Bodenkippe und Überschlag. Der Weg zu diesen Kern- und Zielübungen führt über Übungen, die für sich schon Totalitätsbewegungen sind und nicht einzelne Phasen der Kernübung darstellen. Er geht vom Leichten zum Schweren und beachtet streng die anatomischen Gesetze. Dadurch wird die Freude an den Bodenübungen nicht nur geweckt, sondern auch wachgehalten. Die beigegebenen Bilder veranschaulichen die einzelnen Übungen sehr gut und zeigen auch, wie man bei ganz schwierigen Übungen richtige Hilfeleistung gibt. Wegen der grundlegenden Bedeutung, die den Bodenübungen als Leibesübung zukommt, müßte jeder Lehrer, der Turnunterricht erteilt, dieses Büchlein in die Hand bekommen. Schadt.

Die angezeigten Neuerscheinungen sind in Gemeinschaftsarbeit der Jugendschriften-Abteilungen des NSLB, geprüft, in der Monatschrift „Jugendschriften-Warte“ (Deutscher Volksverlag, München, vierteljährlich 1,80 RM.) ausführlich besprochen, in der Gaujugendbücherei zu Karlsruhe, Sofienstraße 41, zur Besichtigung ausgestellt.

E. Müller: Urfel und ihre Mädel / Enßlin & Laiblin, Reutlingen 1938 / 79 S., 1,20 RM. — Vom 12. Jahre an.
Der Leser lernt das Jungmädel bei Sport und Spiel, am Heimabend und im Lager und bei den Feierstunden kennen. — „JSW.“, März 1939.

M. Barthel: Der Bund der Drei, ein Hund ist auch dabei. Eine lustige Abenteuer-Erzählung / Enßlin & Laiblin, Reutlingen 1938 / 183 S., 2,80 RM. — Vom 12. Jahre an.

Drei Buben schließen sich zusammen zu einem Kameradschaftsbund, suchen und finden das Abenteuer nicht etwa im dunklen Afrika, sondern in und um Berlin, auf der Elbe, im Hafen und in der Stadt Hamburg. — „JSW.“, April 1939.

J. Ringler-Kellner: Birckbild / Enßlin & Laiblin, Reutlingen 1937 / 79 S., 1,20 RM. — Vom 12. Jahre an geeignet.

G. W. Wernking-Carius: Eine Farm, ein Fuchs und Frieder / Enßlin & Laiblin, Reutlingen 1938 / 180 S., 2,80 RM. — Vom 12. Jahre an.

Dieses Buch steht im Zeichen des Jugendaustausches und schildert die Erlebnisse eines deutschen und eines isländischen Jungen im Austauschlande. — „JSW.“, März 1939.

K. S. von Saint-George: Mampel und das Pferdchen Jo / Enßlin & Laiblin, Reutlingen 1938 / 96 S., 1 RM. — Vom 9. Jahre an.

Als Ganzes ist diese Zirkusgeschichte von Tieren und Kameradschaft recht bunt und lebendig geschrieben. — „JSW.“, April 1939.

A. Richter: Gestrandet am Rande der Welt. Erlebnisse auf abenteuerlicher Faltbootfahrt / Enßlin & Laiblin, Reutlingen 1938 / 111 S., 1,50 RM. — Vom 12. Jahre an.

Zwei ehemalige deutsche Seefadetten unternehmen nach dem Weltkriege eine Erkundungsfahrt nach Patagonien. — „JSW.“, April 1939.

W. Schinzer: Die Faltbootpiraten. Eine Jungengeschichte / Enßlin & Laiblin, Reutlingen 1938 / 80 S., 1 RM. — Vom 10. Jahre an.

Das Buch entspricht im großen ganzen den Anforderungen, die an ein gutes Jugendbuch gestellt werden, es bietet eine spannende Handlung in leichtfaßlicher Darstellung. — „JSW.“, April 1939.

G. J. Heinrich: Das Mädel aus Deutschland / Enßlin & Laiblin, Reutlingen 1938 / 223 S., 2 RM. — Geeignet vom 12. Jahre an.

K. Knaak: Schwingen über Heide und Hochwald. Geschichten aus der Vogelwelt / G. Weise, Berlin 1938 / 96 S., 1,50 RM. — Vom 14. Jahre an.

Es kommt dem Verfasser nicht darauf an, niedliche, vermenschlichte Tierfiguren zu schaffen, sondern er zeigt den Kampf ums Dasein, mit seiner Lust und seiner Härte. — „JSW.“, April 1939.

P. Walendy: Lirum, Larum, Löffelstiel / K. Thiene-mann, Stuttgart / 78 S., 3,20 RM. — Vom 2. Jahre an.

Wir lesen die alten Reime, die seit Jahrhunderten ihren Platz im Kinderleben haben, bei deren Klang sich jeder irgendwie der eigenen Kindheit erinnert. — Das Buch wird Müttern, Kindergärtnerinnen und Kindern der Fibelstufe empfohlen. — „JSW.“, April 1939.

W. Loeff: Männer deutscher Geschichte / K. Thiene-mann, Stuttgart 1938 / 239 S., 4,80 RM. — Vom 16. Jahre an.
Anschauliche Lebensbilder von Bismarck, Moltke, Krupp, Scheer und Hindenburg. — „JSW.“, April 1939.

B. Ehrenreich: Das Können nur Tanker... / Junge Generation, Berlin 1938 / 222 S., 4 RM. — Vom 15. Jahre an.
In lebendiger Sprache, bald als Bericht, bald als Schilderung, bald als phantasievolle Darstellung aus Vergangenheit und Gegenwart wird in diesem ersten deutschen Tankerbuch spannend und doch wirklichkeitsnah erzählt von dem harten, entsagungsvollen Leben auf den Tankerschiffen. — „JSW.“, April 1939.

S. Hoerner-Heinze: Ein Mädel an der Front / Junge Generation, Berlin / 124 S., 2,80 RM. — Für Mädchen vom 13. Jahre an.

Dieses Buch bringt unserer weiblichen Jugend in leichtfaßlicher Form das Erleben des Weltkriegs im Erfahrungsbereich eines Mädchens nahe und ist als solches zu werten. — „JSW.“, April 1939.

G. Brüger: Eine Kleine Melodie erlebt Abenteuer. Ein musikalisches Märchen / Union, Stuttgart 1938 / 31 S., 2,80 RM. — Empfohlen vom 10. Jahre an.

Es erfreut zu sehen, wie es hier den Verfassern gelungen ist, Wort, Ton und Bild zu einer Einheit, einem musikalischen Märchen zu formen. Man wünscht, wir hätten mehr Bücher dieser Art. — „JSW.“, April 1939.

J. Behrendt: Gotland. Das Küstlager am Ringwall. / Enßlin & Laiblin, Reutlingen 1938 / 111 S., 1,50 RM. — Vom 10. Jahre an.

Als die Lagertante den Jungen einmal die Geschichte von dem großen Wiking Ubben Ubbena und seiner Landung auf der Insel Gotland erzählt, sind die Hörer so begeistert, daß sie diese Geschichte nachspielen wollen. — „JSW.“, April 1939.

E. Wenz-Victor, S. Garzdorf und andere: Bunte Bilderchau für unsere Kleinen / J. Scholz, Mainz 1938 / Pp. 2,85 RM. — Vom 2. Jahre an.

G. Bürger: Bei Tannenberg zwei Schlachten. Ritter und Feldherren auf der Wacht im Osten / Union, Stuttgart / 96 S., 4. Auflage, Halbl. — Vom 12. Jahre an.

Ein junger Ostdeutscher läßt hier diese zwei Schlachten bei Tannenberg lebendig vor uns erstehen und weist auf ihren gemeinsamen Sinn hin.

S. Bauer: Der Herr des Hochtals. Eine Erzählung vom Felsklettern / Union, Stuttgart / 106 S., 4. Aufl., Halbl. — Vom 12. Jahre an.

Mit Schneid und viel Glück durchklettern die beiden Freunde, der Leitenhofer Franzl und der Solterer Pauli, die achthundert Meter hohe Westwand.

E. F. Bartelmás: Unser Weg. Vom Werden einer Hitler-Jugend-Schar / Union, Stuttgart / 94 S., 7. Auflage, Halbl. — Vom 13. Jahre an.

Das Buch führt zurück in die Zeit, da es noch wenige waren, die trotz Verfolgung, Haß und Not aufrecht und hart durch die Zeit schritten.

G. Scholz: Die Schlacht im Westen. Ihr Wandel und die Entwicklung des Kämpfers / Union, Stuttgart 1938 / 176 S., Leinwand 6,80 RM. — Vom 17. Jahre an.

Indem der Verfasser die Sondererfahrungen aus drei großen Schlachten auf dem westlichen Kriegsschauplatz vergleicht, gewinnt er im Überblick Erkenntnisse über den Gestaltwandel der Schlacht und die Entwicklung des Kämpfers, die der Abteilung von allgemeinen folgerungen und Lehren dienen. — „JSW.“, Februar 1939.

G. Hollriede: Taps und Tudel. Ein Sommer am Strom / K. Thienemann, Stuttgart 1938 / 93 S., Halbleinen 2,40 RM. — Vom 8. Jahre an.

Natürlich und frisch, lebendig und ungekünstelt schildert die Verfasserin mit seinem Einfühlungsvermögen das Leben der 5. bis 7-jährigen. Die Buchausstattung und die Weiterbildung sind gut. — „JSW.“, Februar 1939.

G. Grell: Schulboot „Alte Liebe“. Die Geschichte einer Schulkameradschaft / Union, Stuttgart / 102 S., 3. Auflage, Halbl. 2,50 RM. — Vom 12. Jahre an.

Mit Reifhunger wird jeder Junge die Geschichten vom Herrn Johannes Vogel aus Batavia, von dem völlig mißglückten Klassenabend, von dem Schauerdrama und von den Abenteuern des Bommi verschlingen.

G. Weiß-Sonnenburg: Das Buch vom Kleinen Chinesen Li / A. G. Payne, Leipzig 1938 / 117 S., Pappb. 2,80 RM. — Vom 10. Jahre an.

Die Erzählung wird von der Jugend gern aufgenommen werden, vor allem die glückliche Verbindung von Erzählendem mit völkerverständlich Belehrendem reißt das Buch bei den guten Jugendschriften ein. — „JSW.“, Februar 1939.

Der Leiter der Jugendschriften-Abteilung,
Gauverwaltung Baden: Jörg er.

Aus der Arbeit des Gaues

Schule und Erzieher im nationalsozialistischen Reich.

Leistungsschau des NS-Lehrerbundes im Kreis Heidelberg.

Was bis heute noch nicht zur Durchführung gelangte, wurde gestern in der Wildenschule zu Heidelberg Wirklichkeit: Alle Erzieher des Kreisgebietes vereinigten sich zu kameradschaftlicher Zusammenarbeit und schufen eine Leistungsschau, die alle Erziehungsstätten umfaßt vom Kindergarten bis zu den höheren Lehranstalten, eine Ausstellung, die sämtliche Räume des größten Heidelberger Volksschulhauses füllt. So ist es nicht zu verwundern, wenn bei der feierlichen Eröffnung am 20. Juli der Kreisamtsleiter, Pg. Neureuther, neben den Sachbearbeitern eine außerordentlich große Zahl von Gästen begrüßen konnte. Mit besonderer Freude konnte Gauamtsleiter Pg. Gärtner, der zugleich als Vertreter des Ministeriums anwesend war, mit seinem Stabe von der Gauverwaltung und den Oberregierungsräten des Unterrichtsministeriums begrüßt werden als der kraftvolle, unermüdete Kämpfer und Befolgsmann Adolf Hitlers. Neben dem Kreisleiter, Pg. Seiler, wurden die Vertreter des Reichsarbeitsdienstes, der Behörden, der Universität und der Dozentenschaft begrüßt. Besonderen Gruß und Dank für all die großen Leistungen, die sie im Dienste der Schule und der Erzieberschaft vollbrachten, dürften die Professoren Kriek und Lacroix in Empfang nehmen, die zusammen mit dem zu früh heimgegangenen Philipp Fördt das Dreigestirn waren, auf das schon lange vor 1933 die Lehrerschaft den Blick gerichtet hatte. Ihre Werke sind uns heute Richtschnur! Besonders herzlich gedachte Pg. Neureuther des Letztgenannten, der am Tage der Machtübernahme durch den Führer sein Leben aushauchte, aber in unseren Herzen weiterlebt. Er war es, der die großen Ideen Krieks übertrug in die pädagogische Wirklichkeit. Dank wurde auch gesagt der Stadtverwaltung, deren Vertreter, Bürgermeister Genth, durch sein verständnisvolles Eingehen auf die Wünsche der Kreisverwaltung erst die Durchführung der Ausstellung ermöglichte. Im gleichen Sinne wurde auch Kreis Schulrat Hofmann für seine Unterstützung gedankt, ferner den umgezählten Mitarbeitern, die sich freiwillig in den Dienst der Sache stellten unter der Führung der Kameraden Kurzenhäuser, Limbeck und Lehmann.

Sinn und Zweck der Ausstellung sei, ein Bild des Schaffens unserer Schule zu zeigen, aufzuweisen, was uns bewegt und was nur von der Schule geleistet werden kann. Das Beste kann allerdings nicht werkmäßig aufgezeigt werden, es soll aber als Haltung im jungen Menschen seinen Ausdruck finden. Wir wollen den politischen Menschen formen, der sich dem Werke des Führers verhaftet fühlt und jederzeit bereit ist, sich einzusetzen für die Nation.

Anschließend an diesen Satz sprach Gauamtsleiter Pg. Gärtner zu Fragen, die heute jeden deutschen Lehrer bewegen. Wenn die Partei mit ihren Gliederungen und Formationen den erwachsenen Menschen erzieht zu dem, was für den heutigen Staat von Nutzen und frommen ist, erzieht die Schule die Jugend zu Menschen voll Zucht und soldatischer Haltung. Dabei darf die Frage der Vorbildung der Erzieher nicht mehr die erhebliche Rolle spielen, die ihr in früheren Zeiten beigemessen wurde, vielmehr wird entscheidend sein die Leistung in nationalsozialistischem Sinne.

Die Arbeit der Erzieher steht unter starker öffentlicher Kritik. Jede aufbauende Kritik wird gerne anerkannt, aber jene Modestunde, daß jeder, der auf der Schulbank nichts leistete und sich später glaubt als ein von seinen Lehrern verkanntes Genie aufspielen zu sollen, lehnen wir ab.

Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß Jugend nur von Jugend geführt und erzogen werden kann. Das kann aber nur heißen, daß wir Erzieher mit jungem Herzen und aufgeschlossenen Sinnen für das, was die Jugend versteht und innerlich bewegt, in den Schulsaal treten, daß wir jung sind in der Klasse, wo Herz an Herz und Vorbild sich entzündet. Dabei sind wir uns durchaus klar

darüber, daß wir nicht allein erziehen können. Wir anerkennen den Bildungsanspruch aller geschaffenen Einrichtungen, die der Jugend erziehen dienen. Unser gemeinsames Ziel muß sein, stahlharte Menschen zu formen. Glaubte früher der Erzieher, die Schule sei eine weltfremde Insel der Seligen, so sagen wir heute, daß wir dem deutschen Volke deutsche Menschen formen und gestalten müssen und darum die Schule mitten im Leben steht, zu dem keinerlei Gegensatz zu verzeichnen ist. Sie ist ein Stück des Lebens. Schule und Jugendorganisationen formen in der ihnen eigentümlichen Weise innerhalb des germanischen Reiches die Gestalten. Beide müssen zusammengehen um des Führers und seines Werkes willen.

Diese Leistungsschau ist nicht dazu bestimmt, der Öffentlichkeit etwas vorzuspiegeln. Die Schule will wirklichkeitsnahe sein und verfolgt das Ziel, durch die Gemeinschaft, die in dem heute eröffneten Werke zum Ausdruck kommt, die jungen Menschen zu Nationalsozialisten zu machen, denn nur die Gemeinschaft vermag solches zu vollbringen. Unser Volk ist noch nie durch patriotische Sprüche groß geworden. Darum muß der Lehrer seinen Schülern das Werkzeug in die Hand geben, das sie zum Leben in der Nation brauchen. Um das zu können, braucht der Erzieher aber auch stille Stunden, in denen er sein berufliches Rüstzeug schmiedet, um stark sein zu können im Leben und Kampfe für den Führer. Würden wir heute versagen, dann ginge ein großer Teil der nationalsozialistischen Kampfkraft verloren. Erziehen und bilden wir aber die Jugend im Sinne des Nationalsozialismus, dann wird man von uns sagen können, daß wir politische Soldaten waren, die sich einsetzten für das eine große Ziel: Das ewige Deutschland. Nachdem der spontane Beifall für die klaren und herzerfrischenden Ausführungen Gauamtsleiters Gärtner verflungen war, leitete ein von Berufskameraden vorgetragenes Haydn-Quartett über zum zweiten Teil der Feier, die Zeugnis ablegen sollte von dem Nationalsozialismus der Tat, der in der Erzieberschaft und den Schülern des Kreises Heidelberg lebt. Kreisamtsleiter Pg. Neureuther war in der glücklichen Lage, dem Sturm 3/30 des NSFK ein in den Werkstätten der Heidelberger Gewerbeschule erbautes Segelflugzeug übergeben zu können, zu dem die Mittel aus einer Sammlung in den Heidelberger Schulen aufgebracht wurden. Die Aufgabe, tüchtige Flieger heranzubilden, hat nicht aufgehört, und dieses neue Flugzeug bittet, daß ihm andere nachfolgen möchten. Zum Zeichen dafür aber, daß wir immer dabei sind, wo es gilt die Fliegerei zu fördern, übernimmt die Kreisverwaltung des NS-Lehrerbundes die Garantie für alle anfallenden Instandsetzungsarbeiten. Es soll dem Gedanken dienen, der mit der Parole „Der Wall im Westen“ zum Ausdruck gebracht wird.

Kreisleiter Seiler hielt hierauf die Taufrede auf das neue Flugzeug und erinnerte an jene herrlichen Stunden, als auf dem Neckarvorland der „Pfälzer Fritz“ an den Fliegernachwuchs übergeben werden konnte. Der Name sei damals gewählt worden, um damit zum Ausdruck zu bringen, daß nur der bestehen könne, der sich durchzusetzen wisse. Wenn jenem Hochleistungsflugzeug auch nur eine kurze Lebensdauer beschieden gewesen sei, so habe sich die Heidelberger Jugend nicht unterkriegen lassen und die Mittel aufgebracht für das neue Flugzeug, das wir heute aus der Taufe heben wollen. Es ist geschaffen im Geiste jenes Mannes, zu dem die Bevölkerung seines Gaues mit Verehrung aufblickte, eines Freundes der Jugend, eines Lehrers, dessen Idealgestalt uns heute noch Vorbild ist: Hans Schemm! Allzufrüh fand er den Fliegertod. Darum wollen wir heute das neue Flugzeug ihm weihen, dem Lehrer und tapferen Befolgsmann des Führers. Wo die Jugend in fliegerischer Tüchtigkeit und Tapferkeit erzogen wird, da werden die moralischen und charakterlichen Werte geschaffen, die wir brauchen, um das Werk des Führers zu erfüllen. Der Taufakt wurde von Frau Fördt vollzogen, indem sie eine Flasche flüssige Luft über das Flugzeug ausgoß. NSFK-Sturmführer Gehrig übernahm das neue Flugzeug namens der Standarte 30, dankte für den festlichen Rahmen, innerhalb dessen

Taufe und Übergabe vorgenommen wurden, und gab der Freude Ausdruck, daß auch die Schule ihr Teil dazu beitrage, Deutschland stärker und unüberwindlicher zu machen. Der Name des Flugzeuges solle aber allen Fliegern eine heilige Verpflichtung bedeuten.

Mit einem begeistert aufgenommenen Sieg Zeil auf den Führer fand die Eröffnung der Leistungsschau des NS-Lehrerbundes ihren Abschluß. In ihr ist ein Gemeinschaftswerk geschaffen, von dem wir nach Ablauf des ersten Ausstellungstages sagen können: Es bedeutet für Erzieherchaft und Schule einen vollen Erfolg!

U. S.

*

Lagerbericht: Lehrgang A 4/39 für Kriegsbeschädigte in Baienhofen vom 19. 6. bis 30. 6. 1939.

Das dem Lehrgang vorangestellte Motto hieß: Wir wollen Kameraden sein. Es wurde durch die Haltung aller Teilnehmer in einer Weise und in einem Maße gerechtfertigt und verlebendigt, wie es bei Frontkameraden eine Selbstverständlichkeit ist.

Der Lehrgang setzte sich ausschließlich aus Kriegsbeschädigten zusammen. Es hat sich gezeigt, welche großen Vorteile es bezüglich des gegenseitigen Verständnisses und der notwendigen Rücksichtnahme und Hilfe hat, wenn Kriegsbeschädigte unter sich sind. Außerdem scheint gerade Baienhofen durch seine Lage am See für Beschädigte besonders geeignet zu sein, da der See und seine Ufer vollen Ersatz bieten für weitere Fußwanderungen wie sie in anderen Lagern notwendig sind.

Die gehaltenen Vorträge waren lehrreich und fanden reichen Beifall. Besonders aber die Besichtigungsfahrten nach Unteruhldingen und zur Zeil- und Pflegeanstalt Reichenau hinterließen starke Eindrücke.

Weltanschauliche und sportliche Schulung einerseits, gesunder Humor und schöne Einmütigkeit andererseits, und über allem der Geist wahrer Kameradschaft machten den Lehrgang für alle Teilnehmer zu einem schönen, erinnerungsreichen und auch zweckdienlichen Erlebnis.

Der Lagerleiter: Hans Deutter.

*

Ein Erlebnisbericht von der NSLB-Gauschule von Fritz Burger.

Vierzig Lehrer aller Schulgattungen des Gaues Baden, von Lörach bis Laudenbach und von Konstanz bis Wertheim, verlassen den Bahnhof der Goldstadt Pforzheim. Omnibusse bringen uns hinauf zum bekannten Jagenschieß, und dort liegt eingebettet zwischen Wald und Matten die Gauschule „Georgshöhe“ des NSLB, mit einer Umgebung, deren Schönheit nicht genug beschrieben werden kann. Und wenn der Gau seine Lehrer hierher beordert, um sie zu „überholen“, so hat er damit das Problem der Kameradschaft glänzend gelöst. Jeder Teilnehmer legte sich doch die Frage vor, mit was für Menschen werde ich da oben zusammenkommen? Und keiner wurde enttäuscht. Militärische Pünktlichkeit, Gehorsam und Disziplin sind natürlich Voraussetzung, und darnach ist auch der Tagesverlauf gestaltet. Einheitliche Kleidung gibt das äußere Gepräge. Unser Lagerleiter war Karl Leiser, der Karls-

ruher Brigant, dessen taktvolle Führung des Lagers die schöne Kameradschaft schuf. Er regelte den täglichen Verlaufs im Lager, 6.30 Uhr Wecken mit anschließendem Sport und Waldlauf, der die Alten wieder jung werden ließ; hernach Waschen, Bettenbauen und Frühstück.

Mit der Flaggenhissung, die durch ihre Gestaltung immer ein Erlebnis ist, beginnt der eigentliche Tag. Vorträge von Pg. Borer, Pg. Sattlieb, Dr. Gutmann, dem Vor- und Frühgeschichtler, Dr. Ruge u. a. m. steigen. Sing- und Fei ergestaltung wechselten ab mit Ausmärschen, Ausfahrten und Besichtigungen. Geschelbronn wurde besucht, die Dillweissensteiner Papierfabrik besichtigt, den Pforzheimer Sehenswürdigkeiten wurden Besuche abgestattet. Gestatteten die Besichtigungen bei der knappen Zeit auch kein längeres Verweilen, so war der Besuch des Pforzheimer Alpengartens eine gartenbauliche Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Über 100 000 Alpenpflanzen in zirka 5000 Arten und Formen winterharter Frühling-, Sommer- und Herbstblüher sind in der alpinen Schaugartenanlage vereinigt. Er ist ein einziges Blumenparadies. Am Montag brachten Omnibusse die Lagerinsassen zur Anstaltsbesichtigung nach Wiesloch; der Schwesinger Schloßgarten erregte Erstaunen, besonders bei den Oberländern. Der Sammlung Dr. Fehrlers, des Heidelbergers Ordinarius, wurde auch ein Besuch abgestattet. Weitere Ausflüge nach dem Seehaus, nach Wildbad und ähnlichen Gebieten füllten die Zeit aus und werden unvergesslich bleiben. Der letzte Abend stieg als Kameradschaftsabend, zu dem sich die Vertreter der Kreisamtsleitung aus Pforzheim und die Lagerinsassen zusammenfanden, und bei dem der UvD. im Namen aller Kameraden dem Lagerleiter dankte und ihm als Erinnerung ein Album mit allen Fotoaufnahmen aus dem Lager überreichte.

Nun sind alle wieder zurückgekehrt in ihre Dörfer und Städte, mitgenommen die Aufgabe, die Jugend charakterlich, gesinnungsgemäß und geistesmäßig mit Wissen und Kenntnissen so auszurichten und zu erziehen, daß sie auch einmal in der Lage sind, jede Forderung des Schicksals zu erfüllen. Über unserer gesamten Schularbeit steht Großdeutschland. Wir haben nur eine Parole: Das Leben, das Bestehen und die Zukunft Deutschlands sicherzustellen.

*

Schulungsvorhaben für das zweite Schuljahrdrittel 1939.

Es finden folgende A-Lehrgänge statt:

- A 6/39 25. 9. bis 7. 10. 1939 Georgshöhe (Männer).
- A 7/39 9. 10. bis 21. 10. 1939 Baienhofen (Frauen).
- 9. 10. bis 21. 10. 1939 Georgshöhe (Männer).
- A 8/39 23. 10. bis 4. 11. 1939 Baienhofen (Männer).
- 23. 10. bis 4. 11. 1939 Georgshöhe (Frauen).
- A 9/39 6. 11. bis 18. 11. 1939 Baienhofen u. Georgshöhe (Männer).
- A 10/39 20. 11. bis 2. 12. 1939 Baienhofen u. Georgshöhe (Männer).
- A 11/39 4. 12. bis 16. 12. 1939 Georgshöhe (Männer).

Es finden folgende B-Lehrgänge statt:

- B 3/39 25. 9. bis 7. 10. 1939 Baienhofen (Männer).
- B 4/39 4. 12. bis 16. 12. 1939 Baienhofen (Männer).

Ver spätet eingegangene Tagungsmeldungen.

Kreis	Thema	Redner	Zeit und Ort
Bruchsal	Die Entstehungsgeschichte der Langenbrückener Landschaft	Pg. Kögele	19. 7. 1939 Langenbrücken
Buchen	Unsterbliches Volkstum	Pg. Keisig	20. 7. 1939 Buchen
Mannheim	Unsterbliches Volkstum	Pg. Keisig	19. 7. 1939 Mannheim
Müllheim	Unsterbliches Volkstum	Pg. Keisig	25. 7. 1939 Müllheim
Sinsheim	Karl IV.	Pg. Dr. Nieher	19. 7. 1939 Eppingen
Sinsheim	Unsterbliches Volkstum	Pg. Keisig	21. 7. 1939 Sinsheim
Überlingen	Die Aufgaben der Erzieherin	Pgn. Bühler	15. 7. 1939 Überlingen.

Anträge an „Wirtschaft und Recht“ wegen Unterstufungen sind im August möglichst zu unterlassen, da sowohl bei der Gauverwaltung als auch bei der Reichswaltung des NSLB. eine große Anzahl Mitarbeiter in Urlaub sind. Abtlg. Wirtschaft u. Recht.

Bemerkung der Schriftleitung:

Die vorliegende Folge erscheint als Doppelnummer 15/16; die nächste Folge (17) erscheint wieder am 1. 9. 1939.

Das Wissen um unsere Vorfahren ist
der beste Ansporn, unserem Volke in
treuer Pflichterfüllung zu dienen.
Hans Schemm.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber: Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehrle.

Inhaltsangabe des letzten Jahrganges:

- E. Fehrle: Deutsche Faschnacht am Oberrhein.
Hermann Phleps: Die bescheidensten Denkmale unserer
Baukultur.
E. Christmann: Der Name der Burg Wilenstein.
Max Faschnacht: Was heißt trabalium?
Fritz Reinhardt: „Sommergewinn“, die große Früh-
lingsfeier in der Wartburgstadt Eisenach.
E. Fehrle: Sudetenland — Deutsches Land.
K. M. Komma: Das Lied im sudetendeutschen Kampf.
Friedrich Panzer: Weihnachtsfeier in Alsch.
H. Marzell: Großmutter in der Badewanne.
W. Zimmermann: Lebensbaum und Segensreis auf
zwei badischen Überhandtüchern von 1802.
E. Fehrle: Freundschaft.
K. Konrad: Vom Brauchen oder Sehnen aus Schönfeld
bei Tauberbischofsheim.
H. Schilli: Vom Schlot der Schwarzwaldhäuser.
G. Streitberg: Flurnamen und Flurbereinigung in
Wieblingen bei Heidelberg.
E. Fehrle: Um die Mittwinterszeit im Odenwald.
M. Faschnacht: Das deutsche Haus nach griechischen
Quellen.
H. A. Knorr: Das bunte Ei in der Vorgeschichte.
R. Wolfram: Das Salzburger Aberschnalzen.
E. Fehrle: Friedrich Losh.
H. Winter: Dämonie oder Sinnbild.
E. Fehrle: Zur Entwicklung des Sinnbildes.
E. Fehrle: Opfer im germanischen und deutschen
Volksbrauch.

Kleinere Mitteilungen enthält jedes Heft.
Alle Hefte der Oberdeutschen Zeitschrift für Volks-
kunde sind reich bebildert.

Der Preis beträgt RM. 4,— für drei Hefte im Jahr
mit einem Umfange von mindestens 12 Bogen.
Deutsche Erzieher im NSLB. erhalten die Zeit-
schrift zu RM. 3,— zuzüglich Porto.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag Konkordia N. G., Mühl-Baden

Für die Ferienreise

Landkarten, Reisebücher,
Führer, Kursbücher,
Unterhaltungsliteratur,
Landschaftsdarstellungen

Lieferung zu Originalpreisen

Wanderungen

an Hand von zuverlässigen Karten und wohl-
bearbeiteten, illustrierten Führern

machen Freude

und gewähren Erholung. Für Bootfahrten sind
die beliebten Stromfahrer erschienen, die mit
Rat und Tat dem Fahrer zur Seite stehen, ihn
hinweisen auf die Schönheiten des Landes, aber
auch auf die Gefahren des betreffenden Wassers.
Wünschen Sie Landkarten oder Führer als gute
Freunde auf einer Wanderung zu besitzen, dann
wenden Sie sich bitte an unsere Buchhandlung.

Wie neu

werden Ihre alten Schreibtafeln durch unsern

Tafellack und unser Linieröl

Jetzt in den Ferien ist die beste Gelegenheit zur
Instandsetzung.

Auskunft erteilt die

Konkordia N. G., Mühl-Baden

Sämtl. Rasierbedarf - Messer - Scheren - Silber etc. Bestecke
 - führende, bewährte Fabrikate aus dem ältesten Karlsruher Fachgeschäft (ge-
 gründet 1840) - Waffen und Munition

Geschw. Schmid * Schäfer Nachf.
 Kaiserstr. 185 Erdprinzenstr. 22
 Eigene Feinschleiferei u. Messerschmiede

THALYSIA
macht gesünder!
 Gesundkost
 Lebensreformerische Nähr-, Diät- und
 Kurmittel.
 Körperformer
 Naturform-Büsten- und Leibhalter für
 jeden erdenklichen Zustand der Figur.
 Naturform-Schuhe
 In Form und Schnitt genau dem Fuße
 angepaßt, stilvoll, geräumig und be-
 quem.
 Zu unverbindlicher Beratung steht ge-
 schultes Personal zu Diensten.

THALYSIA
Anschluß-Reformhaus
Jungbrunnen
 Freiburg i. Br., Salzstrasse 13
 Gegr. 1909 / Fernruf 4336

Kapitalien
 Sofort auszahlbare
Beamten-Darlehen
 mit monatlichen Rückzahlungen durch
Julius Jimmer, Finanzierungen
 Karlsruhe, Benzstraße 11
 Sprechzeit 17-19 Uhr, Rückporto erb.

Photo-Stober
 Das große Photo-Kino-Spezialgeschäft
 Freiburg/Br., Bertholdstr. 9, neben der Börse.
 Lager in allen Projektionsgeräten und Lampen

Anzeigen im Gau-Anzeigenteil
 bringen Verdienst

Möbel
 oder Art.
 Qualität &
 Preislisten
 in großer
 Auswahl!

frachtfreier Versand |
 Erträgliche Anzahlung |
 Langfristige Ratenzahlung |
 Ehestandsdarlehen!
 Katalog u. Vertreterbesuch
 unverbindlich durch:

MOBEL
 SÜDHAG STUTTGART-JÄGERSTR. 12

Schnaken-Netze


 Einziger Schutz gegen
 Schnaken. Prosp. grat.
 J. Klehn, Frankfurt a. M.
 Stephanstr. 3

Impressen
 für den gesamten Schulbedarf
 erhalten Sie schnellstens von der
Konkordia A.-G., Bühl

Klaviere
Schweisgut
 Erbprinzenstr. 4
 beim Rondellplatz
 Telefon 1711
Karlsruhe

Leiden Sie an Magen- u. Darmkatarrh?
Imnauer
Apollo-Sprudel
 hilft!

Prospekte kostenlos von der Mineralbrunnen AG Bad Überkingen

PHOTO GRIMM mit seinem Fachpersonal
 bietet Qualitätsarbeiten.
 Versand nach auswärts!
 Das neue Spezialgeschäft
Offenburg, Adolf-Hitler-Str. 69

Alle Musik-
instrumente
Schuster & Co.
 Markne-
 kirchen 146
 Teilzahlung,
 Reparatur,
 Harmonik.
 Kat. 145 frei.
Kauft bei
 unsers
Inserenten!

Alle
Apparate und Geräte
 für physikalische Versuche
 führt die Lehrmittelanstalt
Konkordia A.-G.
Bühl (Baden)

Piano - Flügel - Harmoniums Seit 1827 **Rudmich**, das Haus für **Musik**
 neu und gebraucht, in allen Preislagen. Freiburg i. Br.

Zum 100. Geburtstag
 des großen Künstlers und Schriftstellers Hans Thoma liegt in 3., verbesserter Auflage vor:

Hans Thoma
 von
Hermann Eris Busse

Eine Lebensschilderung des Meisters mit 12 ganzseitigen schwarzen Bildern und einem vierfarbigen Nachdruck aus dem großen Schatz seines Schaffens. Mit farbigem Schutzumschlag, Halbleinen RM. 1,80

Hermann Eris Busse, der Heibelpreisträger des Jahres 1939, hat mit besonderer Liebe die Neuauflage seines Büchleins überarbeitet. In kurzgefaßten Abschnitten führt Busse der deutschen Jugend das Leben des Malers Hans Thoma vor, als Vorbild des unermüden Gestalters der deutschen Kunst.

Verlag Konkordia A.G., Bühl (Baden)

Verlag: Gauverlag Bayerische Ostmark GmbH, Bayreuth. Druck des Reichsteils: Gauverlag Bayerische Ostmark GmbH, Bayreuth; Druck des Gauteils: Verlag Konkordia AG, Bühl (Baden). Verantwortlich für den Inhalt des Reichsteils: Hauptschriftleiter H. Baumann, Bayreuth; für den Inhalt des Gauteils: Prof. Michel Fuhs, Karlsruhe, Hirschstraße 61. Erscheinungsweise monatlich zweimal. Einzelpreis RM. -35; bei vierteljährlichem Bezug durch die Post: RM. 1,80 und RM. -12 Zustellgebühr. Verantwortlich für den Reichsanzeigenteil der Gesamtauflage: Dr. A. S. Luz, Bayreuth; für den Gauanzeigenteil: Direktor W. Wefer, Bühl i. B. Gesamtaufl. aller 30 Gauausgaben des „Deutschen Erziehers“: D.N. II. Wj. 1939 244387, davon Aufl. der Ausgabe Gau Baden: D.N. II. Wj. 1939 10648. Zur Zeit sind für Reichsanzeigenteil und Gauanzeigenteil Preisliste Nr. 1 gültig.